



Ramenzer
Heimatbuch

herausgegeben von

Prof. Dr. Muhle und S. Uhlig

== Heft 2: ==

Die Ramenzer Landschaft
im Wandel der Zeit.

Druck und Verlag von E. G. Krausge, Ramenz i. Sa.

702 α

C. S. Krausche
Kamenz i. Sa.

Fernsprecher 31

Gegründet
1822



Verlag des Kamener Tageblattes
Buchdruckerei ♦ Verlagsanstalt
Buch- und Papierhandlung

Kamener Heimatbuch

== Heft 2: ==

Die Kamener Landschaft
im Wandel der Zeit

von

Prof. Dr. Muhle

Mit 14 Abbildungen



Geschichts- u. Altertumsverein
Kamenz und Umgebung
Bücherei
Nr. 44

Druck und Verlag von C. S. Krausche, Kamenz i. Sa.

Stadtschiv Kamenz	
	10702a
steht: Dienst- zimmer Archiv- Vort	

Das Zeitmaß der Natur	Seite 27
Der Wandel der Kamener Landschaft	" 30
1. Die Urzeit der Erdgeschichte	Seite 30
2. Die Altzeit der Erdgeschichte	" 31
a) Vorkohlenzeit	Seite 31
b) Steinkohlenzeit	" 33
c) Nachkohlenzeit	" 35
3. Die Mittelzeit der Erdgeschichte	" 36
4. Die Neuzeit der Erdgeschichte	" 36
a) Braunkohlenzeit	Seite 36
b) Eiszeit	" 39
c) Nacheiszeit	" 43
d) Geschichtliche Zeit	" 46
1. Bronze- und Eisenzeit	" 46
2. Germanen- und Slawenzeit	" 48
3. Städtezeit	" 48
4. Industriezeit	" 51
Schlußbetrachtung	" 54
Quellenangaben	" 56

Das Zeitmaß der Natur.

Wenn man heute vom Hutberge oder einem andern Gipfel unserer heimischen Berge und Höhen aus die Landschaft überschaut, so erblickt man rechteckige Felder und Wiesenflächen, Häuser und Gartengrün, Straßenzüge und Schienenwege, Wasserläufe mit häufig unterbrochener Baumrahmung, waldgekrönte Höhen mit Schneisen, Kahlschlägen und Lichtungen. Ueberall ist der Landschaft der Stempel menschlichen Wirkens aufgeprägt. Es hält schwer, in hiesiger Gegend noch ein Stückchen unberührte Naturlandschaft zu finden. Man muß schon mitten hinein ins Dubringer Moor oder an einige abgelegene Stellen der Königswarthaer Teichlandschaft gehen, um einen Eindruck der Landschaft zu gewinnen, wie sie wohl vor einem Jahrtausend war. Heute hat überall der Mensch den Boden sich dienstbar gemacht; die Naturkräfte hat er zu meistern versucht, und ihr Wirken seinen Zwecken entsprechend zu richten verstanden, wenn er auch den zeitweise entfesselten Naturgewalten oft noch ohnmächtig gegenübersteht. So ist in unserem Vaterlande schon längst aus der Naturlandschaft die Kulturlandschaft geworden.

Friedrich Ratzel, der große Geograph, sagt einmal, daß ein Volk in die Landschaft wie in seine Städte und seine Häuser sein Geistiges und seine Schicksale einprägt. So hat der Deutsche aus seinen Mittelgebirgen eine ganz andere Landschaft geschaffen als der Franzose aus den seinen, trotz weitgehender Ähnlichkeit beider Gebirge in Aufbau und Form. Der Charakter eines Schwarzwalddorfes ist ein anderer als der eines Lausitzer Gebirgsdorfes trotz der mannigfachen Uebereinstimmungen im Alter, im Bau, im Wesen beider Gebirge. Das Hausendorf der bayrischen Kornkammer um Straubing hat nichts gemeinsam mit dem Straßendorf der Klosterpflege. Das oberbayrische Haus ist grundverschieden vom fränkischen, das wieder vom wendischen und anderen. Tritt freilich das Landschaftliche selbst in den Hintergrund, betrachtet man menschliche Schöpfungen in ihr, die nicht allmählich aus ihr erwachsen sind, sondern gleichsam fremd von außen ihr eingefügt wurden, dann ist nichts mehr von völkischer Eigenart zu finden, dann ist die gleichförmige nüchterne Zweckmäßigkeit da, die Öde; die Landschaft wird zur Kultursteppe. Ein Bild der großen Eisenhüttenwerke Oberschlesiens gleicht einem solchen der Ruhrgegend oder der lothringischen Gebiete vollständig. Das Wiednitzer Braunkohlenwerk zeigt dieselben Formen, wie ein solches der Bornaer Gegend oder der Nachener Lande.

Die Kulturlandschaft hat der Mensch gestaltet. Da die Kultur allmählich erst sich entfaltet hat, so muß also auch das Landschaftsbild einer Gegend im Laufe der Jahrhunderte sich geändert haben.

Längst vor dem Menschen aber war die Naturlandschaft da. An

ihrer Umgestaltung haben seit unermesslichen Zeiten die Naturkräfte gewirkt, nach menschlicher Ausdrucksweise hier zerstörend, dort aufbauend. Auch heute noch sind sie tätig, wenn auch der Mensch bestrebt ist, sie immer mehr seinen Zwecken dienstbar zu machen. Frost und Hitze, Regen und Schnee, das fließende Wasser, das starre Eis wirken seit ungezählten Jahrtausenden auf die Erdoberfläche ein. Sind diese Kräfte an sich auch klein, so werden sie durch die Riesenspanne an Zeit, die ihnen gegeben ist, in den Stand gesetzt, Wirkungen hervorzubringen, die uns Menschen heute unfaßbar, ja unmöglich erscheinen wollen. Wir kurzlebigen Menschen rechnen mit Jahrhunderten und staunen vor Jahrtausenden; die Natur aber verfügt über ungezählte Jahrtausende. In solchen Zeiträumen höhlt der kleine unscheinbare Tropfen den härtesten Stein, tragen Regen und Wind und Wasser die Berge Schicht um Schicht ab und ebnen alpenhohe Gebirge zu Fastebenen ein. Nach einem heftigen Gewitterregen haben die vom Hutberg herabkommenden Rinnale deutlich sichtbare Furchen und Rillen in den Boden gerissen. Erdreich, Sand und kleine Steinchen hat das Wasser vom Hutberg mit herabgebracht und fortgeschwemmt, um sie unten wieder an anderer Stelle abzulagern. So geht es bei jedem Regen, so geht es, seit es Berg und Regen gibt. Alle diese unzähligen kleinen Einzelwirkungen summieren sich. Man begreift, daß der Hutberg einst weit höher auferagt haben wird als heute, daß er einst ein stattlicher Gipfel war, nicht unähnlich vielleicht einem Alpenberge, und daß sein Fuß heute zugedeckt ist mit dem Schutt des Berges. Wohl mag ein Staubsturm einige feine Bestandteile des herabgeschwemmten Materials wieder den Hang hinaufwehen und an erhöhter Stelle wieder ablagern. Aber diese Arbeit ist im Vergleich zu der hinabführenden des Wassers ganz gering, sodaß man sagen kann, daß die Naturkräfte gemeinsam an der Erniedrigung der Berge arbeiten.

Haben unsere Vorfahren vor dreihundert Jahren oder vor tausend Jahren zu einem wesentlich höheren Hutberg hinaufgeblickt als wir heute? Überragte der Schloßberg vor siebenhundert Jahren das neugegründete Ramenz in stattlicherer Höhe als heute? Vor einigen Jahren hat Schürmann am Neckar durch tägliche Messungen eine sehr genaue zahlenmäßige Untersuchung über die von diesem Flusse bewegten Wassermengen und die in ihnen aufgelösten Bestandteile (vorwiegend Kalk) und schwebenden Teilchen (vorwiegend Ton- und Sandteilchen) ausgeführt. Er fand, daß der Neckar unterhalb Heilbronn im Jahre 1,584 Millionen Tonnen fester Stoffe aus dem Lande hinausführt. Diese Menge umfaßt etwa 600 000 cbm. Würde man sie gleichmäßig über das ganze Gebiet, aus dem sie stammt, ausbreiten, so würde sich eine Schicht von der Dicke des zwanzigsten Teiles eines Millimeters ergeben. Dies klingt außerordentlich unbedeutend. Doch gewinnen diese Zahlen im Rahmen der Großzeiten der Erdgeschichte ein ganz anderes Gesicht. In zwanzig Jahren beträgt die Erniedrigung unter obigen Voraussetzungen einen Millimeter, in zweitausend Jahren ist eine Schicht von einem Meter Dicke abgetragen worden, und in zwei Millionen Jahren ist eine einhundert Meter starke Decke weggeschwemmt worden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Leistung eines Alpenflusses mit starkem Gefälle eine weit höhere als die eines langsam dahinschleichenden Tieflandflusses ist. Die Geologen haben folgende weiteren Ergebnisse festgestellt: Gebraucht der Neckar zwanzigtausend Jahre, um sein Gebiet um einen Meter zu erniedrigen, so erreicht dies z. B. der Irawadi in Hinterindien schon in eintausenddreihundert Jahren, dagegen ein Flachlandstrom der Hudsonbairregion erst in 165 000 Jahren. Doch der Natur stehen Jahrtausende zu Gebote. Dann sind gewaltige Werke das Ergebnis der kleinen und kleinsten Wirkungen.

Kann unser Herrental, unser Eulenberg wirklich das Werk der

Schwarzen Elster und des Langen Wassers sein? Nach dem Gesagten unterliegt es keinem Zweifel, noch dazu, wenn wir bedenken, daß unsere Wasserläufe einst viel größere Wassermengen führten. Staunend betrachtet der Mensch die Schluchten und Klammern, und in ihm steigt ein Ahnen von unermesslichen Zeiten auf. Ruhig gleitet heute das Wasser der Kirnitzsch durch die Edmundsklamm, die sich der Fluß in den verhältnismäßig weichen Sandstein Millimeter für Millimeter in Jahrtausenden einschnitt. In die weit härteren Kalk der Alpen haben die schäumenden, tosenden und daher sehr energiereichen Gebirgswasser die Partnach-, Breitach- und Höllentalklamm eingesägt, immer tiefer und tiefer einschneidend, und noch längst ist die nagende, erodierende Arbeit nicht beendet. Selbst in die härtesten Gesteine, in den Gneis und Granit, hat sich das brausende Wasser hineingefressen, wie es uns beispielsweise die Nareschlucht in der Schweiz zeigt. Ja, in Amerika findet man sogar Flußschluchten, deren Wände über tausend Meter senkrecht aufragen. Erst wenn nach Aber-tausenden von Jahren der Fluß in gleichmäßigem Gefälle ruhig und daher fast reibungslos in seinem Bett dahinströmen wird, wird die Arbeit ihrem Ende entgegengehen.

Es vermag also das Wasser auf seinem endlosen Kreisläufe vom Berg zu Tal, ins Meer, in die Luft, zurück zum Boden Arbeit von solchem Ausmaße zu leisten, daß es uns Menschen unfaßbar erscheint. Wir kommen schwer von dem Zeitmaß los, das unser Menschenleben bedeutet, und das doch in der Natur einem unmeßbar kleinen Sekundenbruchteil gleichkommt. Dasselbe Wassertropflein, das wir heute im Wasserglase mit einer Unmenge anderer Wasserteilchen vereint sehen, hat vielleicht schon hunderttausendmal den langen Kreislauf zurückgelegt; dasselbe kleine Tröpflein, auf dem heute unser Auge ruht, ist vielleicht schon von den ersten Siedlern in unserer Gegend erblickt worden, ist vielleicht schon vor Jahrtausenden über unsere Gegend hingeroht und wird vielleicht noch nach Jahrtausenden in gleicher Gestalt, unverändert wieder hier sein, wenn von uns Menschen längst jede Spur verweht ist.

Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutlos Anker hie!

Doch es dämmert in uns ein Begreifen der gewaltigen Naturkräfte auf, wir verstehen das Sprichwort vom steten Tropfen, der schließlich den härtesten Stein höhlt, wir erkennen in den Naturformen von heute das Resultat der Wirkungen kleinster Kräfte, ausgedehnt über Zeiten, die menschlichen Begriffen nach an Unermesslichkeit, Unendlichkeit grenzen.

Am Begrand liegt verborgen
Moosüberwuchert ein Stein,
Dem grub vor Jahrtausenden
Das Meer seine Runen ein.

Habt Ehrfurcht vor dem Zeugen
Aus längst entschwundner Zeit,
Bleibt sinnend ein Weilchen stehen —
Hier spricht die Ewigkeit:

Was ist, o Mensch, dein Leben
Im Werdegang der Welt:
Ein kurzer Hauch, der balde
Berweht, wie dort im Walde
Ein welkes Blatt, das hin zur Erde fällt.

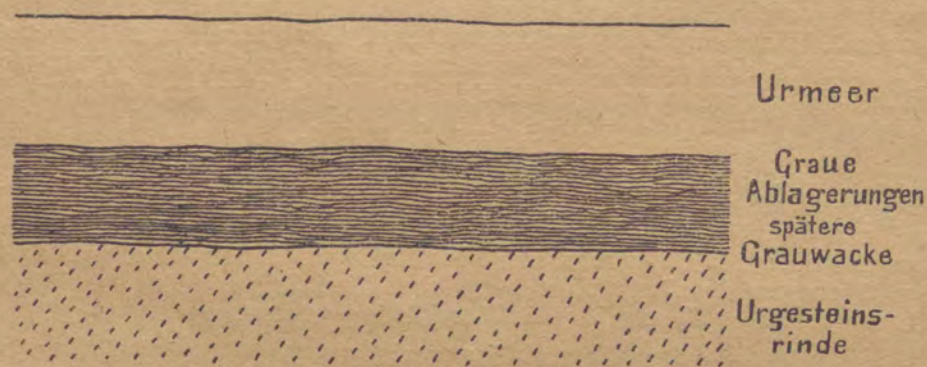
(Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer
Heimatschutz 1924.)

Nicht etwas fertig Gegebenes, sondern etwas allmählich Gewordenes ist unsere heutige Landschaft. Sie hat eine Geschichte, und aus dieser will sie dem Leser im Folgenden erzählen.

Der Wandel der Ramenzer Landschaft.

1. Die Urzeit der Erdgeschichte.

Von einer riesig großen, glühenden Gasmasse, die sich in Drehung befand, wurden beim Zusammenballen Teile losgeschleudert, die dann den übriggebliebenen Zentralkörper, in dem wir unsere Sonne vor uns haben, umkreisten. Eine dieser abgeschleuderten Massen war unsere Erde. In langen Zeiträumen erkaltete die Gasmasse allmählich zu einer glühenden Kugel, die infolge fortschreitender Abkühlung nach und nach sich mit einer festen Kruste überzog. Diese Kruste bestand aus kristallinischem Gestein, dem Urgneis. Weiter und weiter schritt die Abkühlung fort, der Wasserdampf verdichtete sich zu flüssigem Wasser, und es kam zur Bildung weiter Meere. In jener ältesten Zeit, — mindestens einige hundert Millionen Jahre sind seitdem verstrichen —, war die hiesige Gegend vom Meere bedeckt. Wie in unseren heutigen Ozeanen stetig kleine Teilschen zu Boden sinken und den Meeresboden mit einer langsam wachsenden Schicht überdecken, so lagerte auch das Meer der Urzeit einen



Die ältesten Gesteinschichten.

dunklen Schlamm ab. Dieser erreichte an verschiedenen Stellen verschiedene Mächtigkeit, stellenweise vielleicht eine solche von mehreren Kilometern, und wurde allmählich dichter und fester. Nicht ausgeschlossen ist es, daß schon damals das Meer Algen und Tange aufwies. Freilich sind keinerlei Anzeichen von ihnen nachweisbar. Sind sie auch in Mengen mit in der Bodenschicht enthalten gewesen, so haben doch die späteren Umgestaltungsvorgänge ihre Spuren fast völlig vernichtet. Vor einer Reihe von Jahren hat man bei Fschornau in der Grauwacke eine Muschel sehr einfacher Form, eine Lingula, gefunden.

Der ehemalige Meeresboden blieb aber nicht immer in seiner ungestörten horizontalen Lage. Die Kräfte des Erdinnern wirkten gegen ihn und wölbten ihn stellenweise flach auf, wie z. B. in unserer Gegend. Längst

war der einstige dunkelgraue Meereschlamm zu einer festen Masse geworden, war zum Gestein erhärtet, das wir heute als Grauwacke bezeichnen.

2. Die Altzeit der Erdgeschichte.

a) Vorkohlenzeit.

In die durch die Aufwölbung freigewordenen Räume drangen aus der Tiefe glutförmige Massen nach, die dann allmählich zu Granit erstarrten. Wohl selten nur kamen diese neu aufsteigenden Massen bis an die Oberfläche, die Festwerdung trat schon in der Tiefe ein, weshalb die Geologen den Granit als Tiefengestein bezeichnen. Solche Granitmassen, die dabei in die Spalten und Risse der Grauwackendecke eindrangen, werden als Lakkolithen bezeichnet.



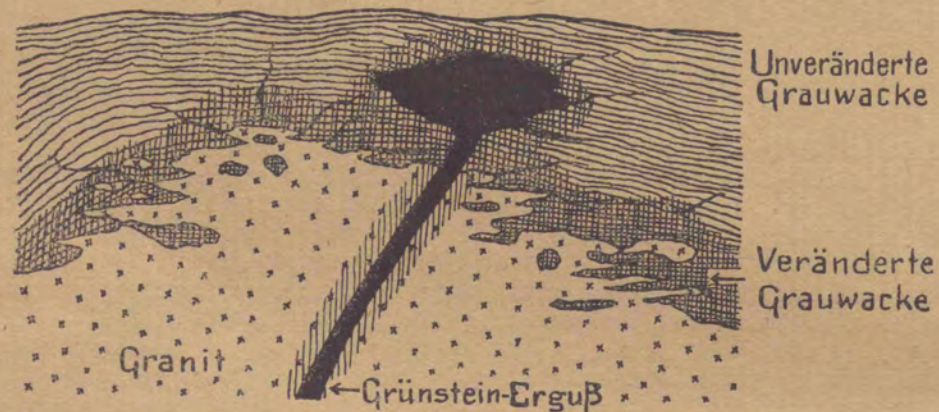
Aus der Tiefe aufsteigende Granitmassen.

Bei dem Empordringen dieses glutflüssigen Granitgesteins aus der Tiefe wurden auch die Grauwackenmassen in der Nachbarschaft der Auftriebsstellen stark mit erhitzt, teilweise sogar angeschmolzen, und nahmen dann beim Wiederverstärken ebenfalls ein kristallinisches Gefüge an. Die auf diese Weise durch Berührung mit dem glutflüssigen Ergußgestein veränderte Grauwacke unterscheidet sich außer durch ihre kristallinische Struktur durch dunklere Färbung und größere Härte von der gewöhnlichen ungehärteten Grauwacke. Solche durch Berührungsumwandlung oder, wie der Geologe sagt, durch Kontaktmetamorphose, veränderte Grauwacke haben wir z. B. im Herrental, am Eulenberg, in den Halbacht'schen Brüchen sowie in der südlich Ramenz nach Westen sich hinziehenden Berggruppe vom Schwarzen Berg bis zum Walberg vor uns. Die Grauwacke unseres Hutberges dagegen ist völlig unverändert, ebenso diejenige der weiter westlich nach Königsbrück zu sich erstreckenden Berge. Da das ungehärtete Gestein auch weicher, also weniger widerstandsfähig ist, erklärt es sich ohne weiteres, daß jene aus veränderter, kristalliner Grauwacke bestehenden Berge höher sind. Unmittelbar abgeschlossen ist die Berührungszone zwischen Grauwacke und Granit in den beiden Steinbrüchen des Birkauer Berges, unweit des Heiteren Blicks. Die Grauwacke hier ist, mit der unseres Hutberges verglichen, kaum als solche wiederzuerkennen, da sie zu einem sehr harten, dichten, kristallinen Gestein geworden ist und auch als Quarzglimmerfels angesprochen wird. Man bemerkt hier auch zahlreiche Schollen von Grau-

wacke, die im Granit eingeschlossen sind. Es hat nämlich der emporquellende Granit Stücke der zerstörten Grauwackendecke mit fortgerissen. Ebenso findet man ganz dünne Granitadern in der Grauwacke, wo der flüssige Granit in die Sprünge und Klüfte des Grauwackefelsens eingedrungen oder in die Grauwacke eingequetscht worden ist. Ähnliche Erscheinungen zeigen sehr schön auch die Aufschlüsse am Fichten- und Volzberg bei Oberlichtenau. Erwähnt sei nebenbei, daß in dem Steinbruche am Hirschberg in der hier ebenfalls stark veränderten Grauwacke sich ein Erzgang findet, in dem man Eisen-, Magnet- und Kupferkies antrifft. Hier sind längs eines Spaltes aus der Tiefe Metalldämpfe emporgestiegen und haben sich dann als Kiese niedergeschlagen.*)

Die Lausitzer Granitmasse gehört zu den größten Granitmassiven Deutschlands. Der Granit zeigt in seiner Struktur, seiner Zusammensetzung, seiner Farbe, seinen Eigenschaften örtlich einige Verschiedenheiten. Der Ramenzer Granit besteht aus weißem Feldspat, schwarzem Biotitglimmer**) und rauchgrauem Quarz. Meist tritt der Biotit zurück, sodaß der Granit eine helle Farbe zeigt. Stellenweise treten aber auch dichtere Vorkommen von Biotit auf, die scharf umrandete dunkle Flecken bilden und bei flüchtigem Betrachten für Einschlüsse gehalten werden können.

Mehr als 40 Granitbrüche sind um Ramenz herum vorhanden. Diese Häufung der Brüche in unserer Gegend liegt in der Tatsache begründet, daß der Granit sich hier in ungestörter Lagerung findet, also nicht infolge Drucks und Pressung zertrümmert ist und sich deswegen gut bearbeiten und ausnutzen läßt. Der große Granitlaktolith, dem das Ramenzer Granitgebiet mit angehört, erstreckt sich von Zittau—Börlitz aus nordwestlich bis in die Gegend von Großenhain. Einst war natürlich diese gesamte Granitmasse von Grauwacke



Grünstein-Erguß im Granit und in der Grauwacke.

*) Man gelangt zu diesem Steinbruche mit seinem in unserer Gegend fast vereinzelt dastehenden Erzvorkommen von der Luchsenburg aus auf dem Tellerweg; nachdem man an den verfallenen Mauern eines alten Ziegelofens (— diese Mauerreste werden oft für die Ruinen eines alten Raubschlosses gehalten —) vorbei ist, kommt man bald zu dem rechts des Tellerweges gelegenen Bruche. Nach Angaben von E. Schmidt hat man in einigen der Wiesaer Granitbrüche Schwefelkies gefunden.

**) Man unterscheidet Kali- und Magnesiaglimmer. Der Kaliglimmer ist durchsichtig und heißt Muskovit. Der Magnesiaglimmer hat braune bis schwarze Farbe und wird als Biotit bezeichnet.



Grauwackenwand im Herrental.

Die ursprünglich wagrechten Schichten sind fast senkrecht aufgebogen und werden von mehreren wagrechten Klüften durchsetzt, was zu einer starken Zermürbung des Gesteins geführt hat.

überlagert. Heute ist diese durch Abtragung größtenteils beseitigt und nur nördlich noch erhalten. Bei Ramenz—Elstra dringt eine Scholle der einstigen großen Grauwackendecke heute buchtenartig ins Granitgebiet vor.

Hier und da quollen später aus dem Innern der Erde Lavamassen empor und durchbrachen in Vulkanausbrüchen oder Eruptionen die noch nicht allzu widerstandsfähige Kruste, erstarrten und erhärteten dann zu einem dunkel gefärbten grünlichem Gestein, dem Grünstein oder Diabas. Den stärksten Erguß dieser Art sehen wir in unserer Gegend im Bruche am Bahnhof von Wiesa vor uns, wo das Lager 40 Meter Mächtigkeit erreicht. Längs mehrerer Spalten im Granit ist hier die Grünsteinmasse aus der Tiefe emporgestiegen. Im Eisenbahneinschnitt unmittelbar vor dem Wiesaer Bahnhof sind diese Spaltengänge quer geschnitten worden, so daß sie, wie es die Abbildung zeigt, den Eindruck von Schußkanälen aus der Tiefe erwecken. Leider hat die Verwitterung in dem genannten Einschnitte den Unterschied zwischen Granit und Grünstein fast völlig verwischt, sodaß heute oberflächlich dort nichts mehr zu erkennen ist. Da die Grünsteinmassen längs schmaler Spalten durch den Granit



Profil beim Bahnhof Wiesa.

emporgequollen sind, wird es auch erklärlich, daß mehrere Granitbrüche der Nachbarschaft von schmalen Grünsteinwänden durchsetzt sind. So zeigt der sogenannte Grönlandbruch, der nördlich unweit des Wiesaer Bruches liegt, sehr schön zwei solche schmale durchsetzende Grünsteinwände. Ein Bruch an den Steinbergen weist auch zwei einander parallel laufende Grünsteingänge auf. Dieser Grünstein ist sehr dunkel und wird als Quarzdiabas bezeichnet. Nur sehr schwer ist er von gehärteter Grauwacke zu unterscheiden. Auch der Grauwackenbruch am Doberberg bei Weißig wird von einem Grünsteingange durchzogen. Hier hat man sogar einen Quarzgang angetroffen, der zahlreiche sehr schön ausgebildete Quarzkristalle aufweist, die in unserer Gegend zu den Seltenheiten gehören. Längs eines Grünsteinganges ist auch der vom Herrental aus in den Reinhardsberg hineinführende alte Stollen vorgetrieben worden.

Der Grünstein entstammt dem Glutreiche des Erdinnern, also dem Reiche des Gottes der Unterwelt, des Pluto. Deshalb nennt man ein solches Gestein ein plutonisches oder vulkanisches oder Eruptiv-Gestein. Im Gegensatz dazu wird ein Gestein, das durch Ablagerung des Wassers gebildet worden ist, das also gleichsam aus dem Reiche des Meeressgottes Neptun hervorgegangen ist, als neptunisches oder Sediment-Gestein bezeichnet.

b) Steinkohlenzeit.

Die im Erdinnern sich bildenden Gase übten zusammen mit den glutflüssigen Massen einen starken Druck nach außen aus, sodaß die Decke weiter verbogen wurde, sich in Falten warf, stellenweise wohl gar zerbarst. Je nach der Größe der wirkenden Kräfte war die Faltenbildung und Aufwölbung ganz verschieden. Neben Faltungen von Kilometerlänge werden kleine und kleinste Fältelungen von Meter- oder gar nur Zentimeterlänge angetroffen, die zeigen, welche gewaltigen Schiebungen und Pressungen stellenweise auf engstem Raume eintraten, sodaß sie dabei zu einer völligen Zermürbung und Zertrümmerung des Gesteins führten. In unserer Gegend zeigt

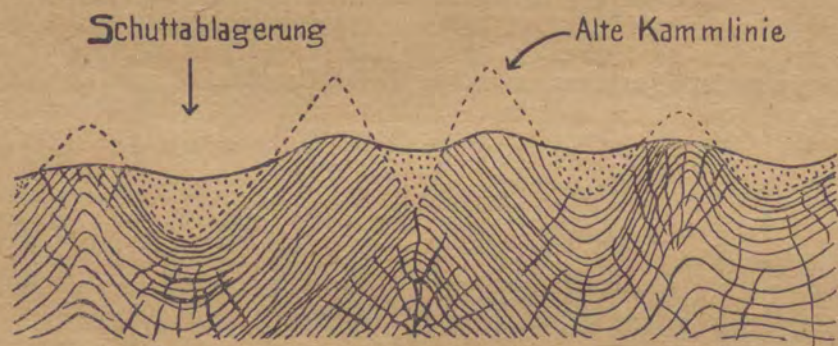


Auffaltung, Zerklüftung und Zerbersten der Schichten.

unter anderem der verlassene Lückersdorfer Steinbruch deutlich die Schrägstellung und Verbiegung der Grauwackenschichten, ebenso der Bahneinschnitt bei Lückersdorf. Auch an der Wand veränderter Grauwacke am Herrental, auf der die Hauptkirche steht, ist die Aufklüftung der Schichten deutlich erkennbar.

Damals türmte sich in Europa ein großes Gebirge auf, das varistische Gebirge, das von der heutigen Gegend von Cornwall in England nach Südfrankreich, dann weiter von dort nach Süddeutschland und weiter nach Mittelsachsen und weiter in südöstlicher Richtung sich hinzog. Zu seinen Ausläufern gehört auch unser heimisches Lausitzer Bergland. Dieses Gebirge mag Bergformen aufgewiesen haben, die an Schroffheit und Wildheit und Höhe unsere heutigen Alpenformen um ein Beträchtliches übertroffen haben.

Unmittelbar jedoch, als die aus dem Erdinnern herauswirkenden Kräfte den Aufbau von Gebirgen veranlaßt hatten, setzten die Wirkungen der Kräfte ein, die das Neuaufgerichtete wieder zu vernichten suchten: Frost und Hitze, Sturm und Regen, fließendes Wasser und Eis. Die Abtragung und



Einebnung der Gebirge.

Einebnung begann sozusagen im Augenblick des Aufbaues. An der Oberfläche ging das Gestein durch diese Kräfte in Trümmer, das Wasser schaffte die

Trümmer, groß und klein, zu Tal; dort bildeten sich allmählich riesige Schutt-, Schotter- und Trümmerfelder, und die Einebnung der Landschaft schritt stetig fort. Damals herrschte ein gleichmäßiges, feuchtwarmes Klima, in dem ein überaus reicher Pflanzenwuchs sich entfalten konnte. Farne in der Größe von Bäumen, riesige Schachtelhalme, dazu heute nicht mehr wachsende Schuppen- und Sigelbäume bildeten in jener Zeit große Wälder. Die an Feuchtigkeit reiche Atmosphäre verursachte zusammen mit der hohen Wärme ein rasches Absterben der Pflanzen und führte zu großen Waldmoorbildungen. An einigen Stellen senkte sich das Land und ward vom Meere überflutet. Mit Schlamm und Sand deckte dieses oder hereinbrechende Wassermassen die Pflanzenreste zu und schützte sie so vor der Zerstörung. In allmählichem Ansteigen hob sich dann wieder das Land, neuer Sumpfwald entstand, der in späterer Periode wieder das Schicksal seines Vorgängers teilte. In solcher Weise entstanden allmählich — natürlich immer im Laufe langer, langer Zeitperioden, — die Kohlen. Um von diesen Vorgängen ein einigermaßen anschauliches Bild zu bekommen, sei erwähnt, daß ein hundertjähriger kräftiger Buchenwald bei der Verkohlung eine Schicht, ein Flöz, von 16 Millimeter Dicke ergeben würde. Im Saarkohlengebiete hat man 325 übereinanderliegende Kohlenflöze nachweisen können, von denen das stärkste sogar etwa 2 Meter mächtig ist, im Ruhrrevier deren 176. Welche unermessliche Zeit mag zu deren Bildung erforderlich gewesen sein! Ob auch im Norden unserer Gegend in der Tiefe unter den Schuttmassen Steinkohlen lagern, ist noch nicht ergründet.

c) Nachkohlenzeit.

Unsere Ramenzer Berge hatten inzwischen schon viel von ihrer einstigen Wildheit und Höhe verloren, die alpinen Formen waren verschwunden, ihre Gipfel waren schon runde Kuppen geworden, das Bergland bot bereits den Anblick eines abgetragenen Kumpfes. Das Klima war in der Nachkohlenzeit heißer und trockener geworden, und so starben die Pflanzen der Steinkohlenzeit nach und nach aus. In den Wäldern traten bereits neben den Baumfarnen Nadelbäume auf, die unserer heutigen Zimmertanne (Artaurie) verwandt waren. Eidechsen, besonders auch solche von stattlicher Größe, waren zahlreich vorhanden.

Im Norden von Ramenz zog damals ein Gebirge sich hin, das als Rotliegendes bezeichnet wird, von dem heute freilich nichts mehr vorhanden ist. Es ist heute völlig verschwunden, wohl aber finden wir in unserer Gegend zahlreiche Trümmerstücke mit rotem, tonigem Bindemittel, die nur jenem alten Zuge entstammen können, und die, wie wir später sehen werden, vom Eise in unsere Gegend verfrachtet sind. Dieser Gebirgszug des Rotliegenden ist weiter ostwärts in Schlesien und ebenso weiter westwärts noch deutlich als anstehendes Rotliegendes zu verfolgen. Im Westen Leipzigs hat man beim Bau des Carl-Heine-Kanals, der die Elster mit der Saale verbinden soll, das Rotliegende angeschnitten. So wird also im Norden von Ramenz eine Ablagerung von Rotliegendem vorhanden sein, das sich wahrscheinlich der Grauwacke auflagert und jetzt unter den ziemlich mächtigen diluvialen Schottern und Sanden verborgen ist. Die bei uns nicht allzu selten gefundenen verkieselten Hölzer entstammen meist diesem Rotliegenden. Der kürzlich bei Räckelwitz gemachte Fund eines versteinerten Artaurienstammes bestätigt das Vorkommen des Rotliegenden auch in unserer Gegend.

3. Die Mittelzeit der Erdgeschichte.

Langsame Verschiebungen in der Oberflächenhöhe führten zu weiten Überflutungen Süd- und Mitteldeutschlands. Vielleicht hat damals ein großes Meer auch unsere Gegend unter sich begraben. Wir wissen es nicht. Möglich, daß dieses Meer Teile unserer damals flachkuppigen Rumpflandschaft überflutete und groben und feinen Sand abgesetzt hat, der allmählich eine stattliche Dicke erreichte. Beim späteren Zurückfluten des Meeres verfestigte sich dieser Sand allmählich zu Sandstein. In mächtigen Ablagerungen treffen wir diesen Sandstein im Elbsandsteingebirge an. Aber auch Dybin, Töpfer und Nonnenklunfen stellen Sandsteinablagerungen dar. Letztere können aber nur Reste eines einstigen zusammenhängenden weit größeren Absatzgebietes sein. Unsere engere Gegend zeigt zwar nirgends mehr Sandsteinreste, aber das Wasser kann ja im Laufe der vielen Jahre diese Spuren ganz verwischt haben. Immerhin ist es wahrscheinlicher, daß unsere Gegend von einer langanhaltenden Meeresüberflutung frei blieb, da man sonst wenigstens vereinzelte Spuren der Meeresverbreitung noch finden würde. Ist unsere Gegend damals nicht vom Meere bedeckt gewesen, so hat die Einebnung zur flachkuppigen Rumpflandschaft weitere Fortschritte gemacht. In größerem Ausmaße wurde die Grauwackenschicht beseitigt, und der Granit trat mehr und mehr zu Tage.

Jener Zeit haben unter den Lebewesen die Riesenreptilien ihren Stempel aufgedrückt, jene gewaltigen Eidechsen, die auf dem Lande und auf dem Meere leben konnten, teils aber auch in die Lüfte sich zu erheben vermochten. Damals lebten unter anderem der Ichthyosaurus, der die Gestalt eines großen Fisches hatte, der Pterodactylus, eine Flugeidechse mit großem, stark bezahntem Schnabel, sowie der Urvogel, der Archaeopteryx, mit langem Eidechsenschwanz.

4. Die Neuzeit der Erdgeschichte.

a) Braunkohlenzeit.

Die Erde erkaltete allmählich weiter. Dabei wurden im Erdinnern starke Druckkräfte ausgelöst, die südlich des heutigen Erzgebirges zum Bersten der Erdrinde führten und ebenso einen mächtigen Riß von Meißen über Stolpen zum Jeschken bewirkten. Längs dieser Sprünge wurden die Schollen gegeneinander verschoben. So hob sich unsere Lausitzer Scholle und wurde schief gestellt, geneigt nach Nordwesten. Sie schob sich gleichsam auf den absinkenden Elbsandstein hinauf. Durch diese Zertrümmerung in einzelne Schollen wurde es neuen glutflüssigen Massen des Erdinnern längs Spalten und Rissen möglich, an die Oberfläche emporzukommen. So bildeten sich die Basaltberge unserer Lausitz, wie die Landskrone und der Rottmar. Stellt die Landskrone eine steile Kuppe dar, was ihre vulkanische Entstehungsart kennzeichnet, so haben wir im Rottmar einen umfangreichen Deckenerguß vor uns. Auch diese Basaltmassen waren einst noch größer, auch sie sind allmählicher Zerstörung und Abtragung zum Opfer gefallen. Verwitterter Basaltboden ist günstiger Nährboden für die Buche, weshalb die Basaltberge meist Buchenbestände tragen und daher schon von weitem kenntlich sind. Die damalige Schrägstellung unserer Lausitzer Scholle belebte neu die Wirkung des fließenden Wassers, also

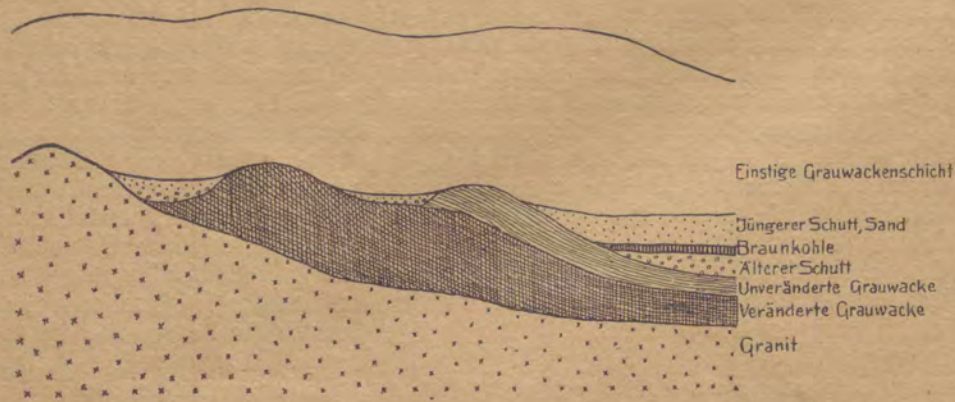
die Erosion. Die Flüsse bekamen infolge ihres nun stärkeren Gefälles neue Kraft und gruben sich tiefer ein. Hatten sie früher Gerölle abgelagert, so trat nun, infolge der Neubelebung der Erosion, ein schnelleres Einschneiden des Wasserlaufes ein. So entstand z. B. das als Skala bezeichnete Durchbruchstal der Spree durch den Granit bei Bautzen, die Skala bei Nedaschütz, die Steilwand des Eulenberges, die Wand des Herrentals an der Hauptkirche, der Einschnitt der Elster bei Brietitz. Damals wurden alle etwaigen Sandsteinauflagerungen durch das Wasser wieder fortgeführt. Mächtig griff die Abtragung auch auf die Grauwackendecke über und zwar in solchem Ausmaße, daß in unserer Gegend, namentlich ostwärts, die Grauwackenschicht ganz verschwunden, an anderen Stellen zum mindesten stark verringert ist. Der Verlauf unserer heutigen Flüsse ward in jener Zeit festgelegt.

Das Klima war damals ein ziemlich mildes. Neben Laubhölzern, besonders Weiden und Birken, gab es in unserer Gegend Fichten, Zint- und Lorbeerbäume, vor allem aber zahlreiche Sumpfsypressen. Auf dem Lessingplatz unserer Stadt findet sich ein solcher Baum, der in Deutschland als Waldbaum längst verschwunden ist. Das ganze Senftenberger Gebiet, bis in die Wiednitzer und Biskowitzer Gegend und weit nach Westen hin, bildete damals eine Moorlandschaft. Zahlreiche abgestorbene Bäume, wohl auch vom Wasser mitgebrachte Stämme, kamen hier im Moore zur Einlagerung. Unter Luftabschluß liegend, konnten sie nicht verfaulen, sondern wurden nach und nach in Braunkohle umgebildet. Da, wo diese Kohlen noch kein sehr hohes Alter aufzuweisen haben, z. B. bei Schmeckwitz, erkennt man die Pflanzenreste noch deutlich. Große dicke Stämme von mächtigen Sumpfsypressen, natürlich in Kohle umgewandelt, sind in den Senftenberger Gruben keine Seltenheit. Wahrscheinlich haben in jenen Moorurwäldern auch die Riesenäugetiere der damaligen Erdzeit gehaust, darunter das Schreckenstier, das selbst unseren Elefanten noch an Größe übertraf. Feine weiße Quarzsande deckten die Moorage zu, so die Kohlenbildung begünstigend. Überall findet man die Kohlen unter Sanden. Sind die Kohlen sehr alt, wie z. B. die Steinkohlen, so ist der deckende Sand meist verhärtet, und man bezeichnet ihn als Kohlensandstein. Aus dieser Zeit, man nennt sie die Braunkohlenzeit oder die Tertiärzeit der Erde, stammen die feinen weißen Quarzsande unserer Gegend, die, fast reinen Quarz darstellend, zur Glasherstellung verwendet werden. Besonders eignen sich dazu die Sande in der Nähe von Hohenbocka. Diese Sande entstammen also einer weit früheren Zeit als der Eiszeit. Stellenweise, z. B. im Forst, sind diesen älteren Sanden eine Menge großer, fester Quarze eingelagert, die außen meist mit einer glatten, grauen bis rötlichbraunen glänzenden Kruste, dem sogenannten Wüstenlack, überzogen sind und als Braunkohlenquarzite oder, wegen ihrer knolligen, kugelförmigen Gestalt, als Knollensteine bezeichnet werden. Auch sie liefern den Glashütten wertvolles Material. Wahrscheinlich sind diese reinen Quarzmassen einst als zähe Klumpen in den Sanden vorhanden gewesen, und erst später ganz fest geworden. So würden sich die häufig recht absonderlichen Formen dieser Knollensteine erklären. In den Hutberganlagen sind solche Quarzite am Sängenstein zur Einfassung verwandt worden; in den Dammanlagen findet sich ein schöner großer Knollenstein, der eine Durchlochung aufweist. Dieses völlig glatte Loch wird auf eine Wasserwirkung auf die einst noch weiche Quarzmasse zurückzuführen sein. Übrigens sind solche durchlöchernde Stücke keine Seltenheit. Sie sind aber nicht etwa von den Menschen der Steinzeit erst durchbohrt worden. Wohl aber mögen jene Menschen gelegentlich ein von ihnen gefundenes durchlöcherndes Stück zu einem Steinhammer verwendet haben.

In die Braunkohlenzeit fällt auch die Entstehung der Tonlager

unserer Gegend. Sie sind aus der Grauwacke, wie z. B. am Roten Berge bei Cunnersdorf in der Höver'schen Ziegelei, oder aus Granit, wie in den Gruben des Hasen- und Tonberges entstanden, indem diese Gesteine kaolinisiert, d. h. auf chemischem Wege in Ton oder Kaolin umgewandelt wurden. Eine völlig kalifreie Tonerde heißt Kaolin. Schwefelgehalt macht die Kaolinmassen für die Herstellung von Geschirr unbrauchbar; sie können dann nur zur Chamotte- und Ziegelherstellung dienen. Diese Tonlager erreichen z. T. eine große Mächtigkeit. Man hat bei einer Bohrung am Tonberg noch in 40 Meter Tiefe Ton festgestellt, obwohl die Überlagerungen nicht wesentlich 5 Meter Mächtigkeit übersteigen.

Mit dem Ende der Tertiärzeit ist die Ausgestaltung unserer Land-

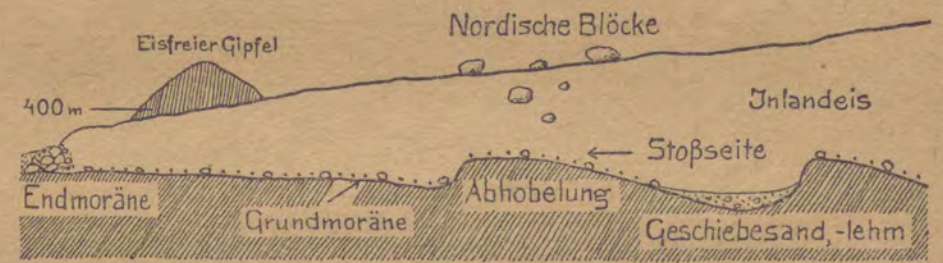


Querschnitt durch die Landschaft vom Keulenberg bis Baselitz.

schaft erdgeschichtlich im wesentlichen beendet. Man kann annehmen, daß an den Berg- und Talformen seit dieser Zeit bis heute keine tiefgreifende Veränderung mehr vorgegangen ist. Der Eiszeit und Nacheiszeit fällt nur noch die Herausmodellierung einiger Kleinformen zu. Zwar kann auch heute noch nicht von einer völligen Starrheit der Erdrinde gesprochen werden. Man weiß heute, daß nacheiszeitliche (postglaciale) Verbiegungen an vielen Stellen stattgefunden haben. Am Ammersee z. B. hat man einwandfrei solche Verbiegungen festgestellt, die 40 Meter Unterschied erkennen lassen. Man weiß, daß der Starnberger See um 2000 v. Chr. wenigstens 2 Meter tiefer gestanden hat als heute. Ja, Prof. Penk hat auf der diesjährigen Tagung der Naturforscher eine völlig neue Anschauung über die Entstehung der Alpen entwickelt, nach der eine Hebung der Alpen erst in der Nacheiszeit stattfand und bis heute noch nicht abgeschlossen ist. Durch genaueste Nivellements hat Prof. Max Schmidt z. B. in Grafing bei München eine Senkung um 48,6 Millimeter in 45 Jahren festgestellt. Hilfsker und Regelman wiesen eine Senkung des Bodenseepiegels von Konstanz von 1817 bis 1890 um 31,7 Zentimeter nach. Von einer völligen Ruhe der scheinbar so festen, unbeweglichen Erdoberfläche kann daher auch in Deutschland noch keine Rede sein.

b) Eiszeit.

Die Braunkohlenzeit, die erste große Periode der erdgeschichtlichen Neuzeit, war vergangen, Jahrtausende umfassend. Da wurde allmählich das Klima unserer Gegend kühler und kühler. Welche Ursache dies hatte, wissen wir nicht. Schon ein Rückgang der mittleren Jahreswärme um nur ein paar Grade genügt, um eine kühle, feuchte, schneereiche Periode auszulösen. Die Alpengletscher wuchsen und schoben sich immer weiter vor. Besonders aber breiteten sich die skandinavischen Gletscher aus, überdeckten bald die Fläche der heutzutage Ostsee, schoben sich aufs norddeutsche Flachland vor und rückten bald schneller, bald langsamer an Ausdehnung gewinnend, bis in die hiesige Gegend vor, erst südlich am Baltenberge in etwa 400 Meter Höhe ihr Ende erreichend. So war also auch die Kamener Landschaft damals unter dem Eise einer vielleicht 500 Meter mächtigen Eisdecke begraben. Eine gewaltige Inlandeismasse deckte unser Land zu, alles Pflanzen- und Tierleben unter sich ertötend. Es sah bei uns so aus, wie es das Innere Grönlands heute noch zeigt. Auf diesem Lande lagert noch heute eine stellenweise über 1500 Meter dicke Eisschicht. Einige Bergspitzen ragten als Kuppen aus dieser Eismasse heraus. Man nennt solche vom Eise freigebliebene Bergspitzen Nunatakers, eine Bezeichnung, die man der Sprache der Eskimos in Grönland entlehnt hat, welche dort die aus der Inlandeisdecke herausragenden Bergkuppen so benennen. Unser Hutberg selbst ist z. B. nie vom Eise völlig bedeckt gewesen. Entweder hat er damals noch eine bedeutendere Höhe gehabt, oder das Eis ist durch den damals vielleicht noch aufragenden Zug des Rotliegenden im Norden gestaut und abgelenkt worden.



Die Eisbedeckung und ihre Wirkungen.

Die gewaltige vorrückende Eismasse schob sich krazend und ritzend, scheuernd und schabend über die Unterlage hin, diese wie mit einem großen Hobel einhebend. Die aufragenden steinigen Erhebungen wurden abgerundet und geglättet, natürlich vorwiegend an der Stirnseite, der Stoßseite des Eisstromes. Eine solche Wirkung sehen wir in den Steinbergen bei Jesau. Der Granit ist seiner Decke entblößt und tritt zu Tage. Die Granitbuckel zeigen sanfte flache Rundungen. Diese Landschaft mit ihren Rundhöckern kann als Abbild einer finnischen Schärenlandschaft gelten, in der die vom Eise gerundeten Granitbuckel mit den dort, im Lande der tausend Seen, fast stets mit Wasser erfüllten flachen Trögen wechseln. Freilich Gletscherschliffe, parallele Streifungen sind an unseren Steinbergen nicht mehr zu sehen. Da müssen wir uns

schon an den Bahnhof von Demitz-Thumitz begeben. Dort sind noch Gletscherschliffe vorhanden. Auch unsere Gegend wies solche auf. Im Forst befand sich ein gewaltiger Granitblock, der Zwieback, der schöne Spuren eiszeitlicher Gletschertätigkeit zeigte. Leider fiel dieses Naturdenkmal dem Steinbruchbetrieb zum Opfer. Die Streifen, die man jetzt an den Granitblöcken der Steinberge wahrnimmt, sind Bankungs- oder Pressungs- oder Verwitterungsklüfte, keinesfalls eiszeitlichen Ursprungs.

Die Gletscher brachten zahlreiche Gesteinstrümmer mit, die auf das Eis daraufgestürzt oder bei der Bewegung von diesem losgerissen waren. Diese Geschiebe entstammten teils dem Material der hiesigen Gegend, teils auch hatten sie die weite Reise von Skandinavien her angetreten. Am Ende des Gletschers blieben diese Gesteinsmassen als Moränen liegen. So räumte also das Eis stellenweise aus, während es anderwärts wieder aufhäufte und abgelagerte. Vor allem überdeckte aber die Grundmoräne nach und nach in großer Mächtigkeit den Boden mit Geschiebesanden. Wir finden infolge der verfrachtenden Tätigkeit des Eises daher bei uns, besonders in der Nebelschützer, Jesauer, Deutschbaselitzer Gegend, sehr häufig solche nordische Geschiebe. Sie



Merkmale der Granit- und Grauwackenberge.

enthalten Quarzite und Basalte aus Südschweden, Feuersteine von Rügen, nordische Porphyre, vor allem aber nordischen oder schwedischen Granit, der im Gegensatz zu unserem Granit rötlich gefärbt ist (der Feldspat ist bei unseren Graniten weiß bis bläulichweiß, bei den nordischen rot). Größere solcher nordischen Gesteinsblöcke werden als Findlinge oder als verirrte Blöcke, erratische Blöcke, bezeichnet. Nicht zu verwechseln mit diesen Findlingen sind die Gesteinsblöcke, die wir am Fuße und den Hängen des Spillensteinens oder des Keulenberges, überhaupt der Granitberge, in großer Zahl treffen. Sie stammen von unseren heimischen Bergen. Der Granit bildet häufig horizontale Klüfte, wahrscheinlich eine Folge der Erstarrungszonen bei der Erstarrung der glutförmigen Massen. Durch Pressung und Druck sind zu diesen wagerechten Bankungsklüften noch senkrechte Klüfte getreten, und damit ist einer Quaderablösung vorgearbeitet, die die fortschreitende Verwitterung vollendet hat. Unser heimischer Granit wird bei der Verwitterung häufig infolge Eisengehalts

gelblich bis rötlich. Oft werden daher Verwitterungsblöcke unseres heimischen Granits wegen ihrer rötlichen Färbung fälschlich für Findlinge gehalten.

Eigenartige langgestreckte Schotterwälle, die nord-südlich verlaufen, finden sich unweit Hoyerswerda. Man bezeichnet sie nach dem nordischen Wort Asar als Osar. Sie stellen wahrscheinlich Schotterrücken dar, die unter dem Inlandeise durch das am Boden des Gletschers hinfließende Schmelzwasser gebildet worden sind. Sie stehen daher nahezu senkrecht zu den Schotterwällen der Endmoränen der Gletscher.

Auch sei hier des Frosches bei Miltitz gedacht. Es handelt sich bei diesem Stein, der unter Zuhilfenahme weitgehender Phantasie einem sitzenden Frosche gleicht, nicht um einen Findling, sondern um heimischen Granit, ebenso wie bei dem Steinblock, der im Forste an dem Wege von der Ramenz-Nebelschützer Straße hinüber nach Jesau liegt, und der deutlich die Stoßseite des Gletschers erkennen läßt. Die an ihm wahrnehmbaren Streifen sind Klüfte, keine Gletscherschrammen.

Die gewaltige Eismasse übte natürlich auch einen ungeheuren Druck auf die Unterlage aus, der sich an solchen Stellen noch erheblich steigerte, wo die Bodengestalt eine Stauung bedingte. Das war z. B. der Fall am heutigen Tonberg. Die Geologen nehmen an, daß in der Gegend des heutigen Ton- und Hasenberges unter dem Druck des sich vorschleibenden Eises eine solche Stauung stattgefunden hat und dadurch diese beiden Aufwülbungen, wissenschaftlich Rames genannt, entstanden sind. Ein Blick auf den Tonberg vom Hutberg aus läßt diese Auffassung verständlich erscheinen. Die Tone haben durch die Belastung und Bewegung des mit seiner Grundmoräne über sie sich hinschiebenden Inlandeises Stauchungserscheinungen erfahren, die heute in den Gruben schön zu sehen sind. Häufig kann man beobachten, wie der Geschiebelehm in den Ton eingepreßt, der Ton andererseits schweifartig in den Geschiebelehm hineingezogen ist.

Da hier durch das Gletschereis hervorgerufene Stauchungserscheinungen erwähnt wurden, so sei auch an die Gieser erinnert, die sich nordwärts von Ramenz etwa an der sächsisch-preussischen Grenze finden. Die Landschaft zeigt dort eine Anzahl ostwestlich verlaufende, langgestreckte, regelmäßige Gräben, die Gieser genannt werden. Da man in den benachbarten Kohlengruben stark gefaltete Flöze angetroffen hat, so nimmt man an, daß die Gieser einem durch die eiszeitlichen Gletscher stark gestauchten und so in mehrere parallele Falten gepreßten Braunkohlenflöz ihren Ursprung verdanken, indem die Flözaufwölbungen oder -knickungen verwittert sind und nur die Vertiefungen als die regelmäßigen parallelen Gräben übrig geblieben sind.

Die von der Eiszeit herrührenden Ablagerungen werden als Diluvium bezeichnet. Sie bestehen in der Ramenz-Gegend aus sandigen Geschiebelehm und lehmigen Geschiebesanden, die die Grundmoräne des Inlandeises darstellen. Unter diesen Ablagerungen trifft man häufig noch die bereits erwähnten mächtigen Lager eines plastischen Tones an, besonders am Ton- und Hasenberg. Meist ist dieser bläulich-graue plastische Ton ganz rein, sodaß er zur Töpferei verwendet werden kann. Nur am Fuße des Tonbergs ist er stark mit Sand gemengt, weshalb er hier nur zur Ziegelei brauchbar ist.

Man kann nicht schlechtweg von einer einzigen Eiszeit reden, sondern man weiß, daß es mehrere Eiszeiten gegeben hat, indem Zeiten des Vordringens mit Zeiten eines Rückganges der Gletscher wechselten.

Zu erklären sucht man jetzt die Klimaschwankungen während der Eiszeit, also die einander abwechselnden Eis- und Zwischeneiszeiten (— man kennt vier Eiszeiten —) dadurch, daß man annimmt, die Erde habe in lang-

samen Schwankungen ihre Bahn um die Sonne und die Neigung ihrer Achse zur Erdbahn geändert. Dies hätte eine verschiedene Bestrahlung durch die Sonne und damit auch verschiedenes Klima zur Folge gehabt.

Aus dem Eismeere heraus bliesen starke Winde, den Föhnstürmen vergleichbar, so wie sie Nansen uns in seiner Durchquerung Grönlands oder Shakleton von der Antarktis her schildert. Diese Eisföhne wirbelten im Vorlande große Staubwolken auf und bliesen den Staub als Löß zusammen.



Der Zwiebad im Ramenzer Forst, der dem Steinbruchbetrieb zum Opfer gefallen ist.

Die vom Eise freigeblichenen Gegenden unserer Heimat boten in der Eiszeit den Anblick einer weiten Steppe, auf der Moose und Flechten, spärliches Gras, vereinzelt auch Weiden und Birken wuchsen. Es war eine Steppe, wie wir sie in Lappland, im nördlichen Sibirien heute noch antreffen, eine sogenannte Tundra. Rentier- und Mammutherden waren auf ihr anzutreffen, ebenso der Hirsch, wohl auch eine Rhinocerosart, Höhlenbär und Hyäne. Südlicher erstreckten sich auf den Höhen und Bergen weite Waldbestände und boten den Tieren einen günstigen Aufenthaltsort.

Die Wissenschaft schreibt heute dem Menschen ein Alter von mehreren Hunderttausend Jahren zu und man muß annehmen, daß der Mensch zur Eiszeit gelebt hat. In den ältesten Ablagerungen der Eiszeit hat man bisher bei Heidelberg Reste eines Menschen gefunden. Dieser Heidelbergmensch ist der älteste sichere Menschenfund, der bis jetzt vorhanden ist, und dem sicher ein Alter von mehreren Hunderttausend Jahren zukommt. In späteren Stufen der Eiszeit mehren sich die Funde. Man hat diese spätere Menschenrasse nach ihrem Fundort die Neandertalrasse genannt. Diese Menschenreste besitzen aber auch ein Alter von etwa 100 000 Jahren*).

War der eiszeitliche Mensch in unserer Gegend anzutreffen? Wohl kaum, da ja unsere Heimat fast ganz vom Eise überlagert war. Aber an anderen Stellen unseres Sachsenlandes sind seine Spuren sicher nachgewiesen worden. Erst dieser Tage hat man im Vogtlande ein Feuersteinwerkzeug gefunden, das von einem eiszeitlichen Jäger stammt. Dieser Fund und andere ähnliche weisen mit Sicherheit darauf hin, daß schon zur älteren Steinzeit (— sie wird auch paläolithische Zeit oder Paläolithikum genannt —) Menschen in unseren Regionen aufgetreten sind.

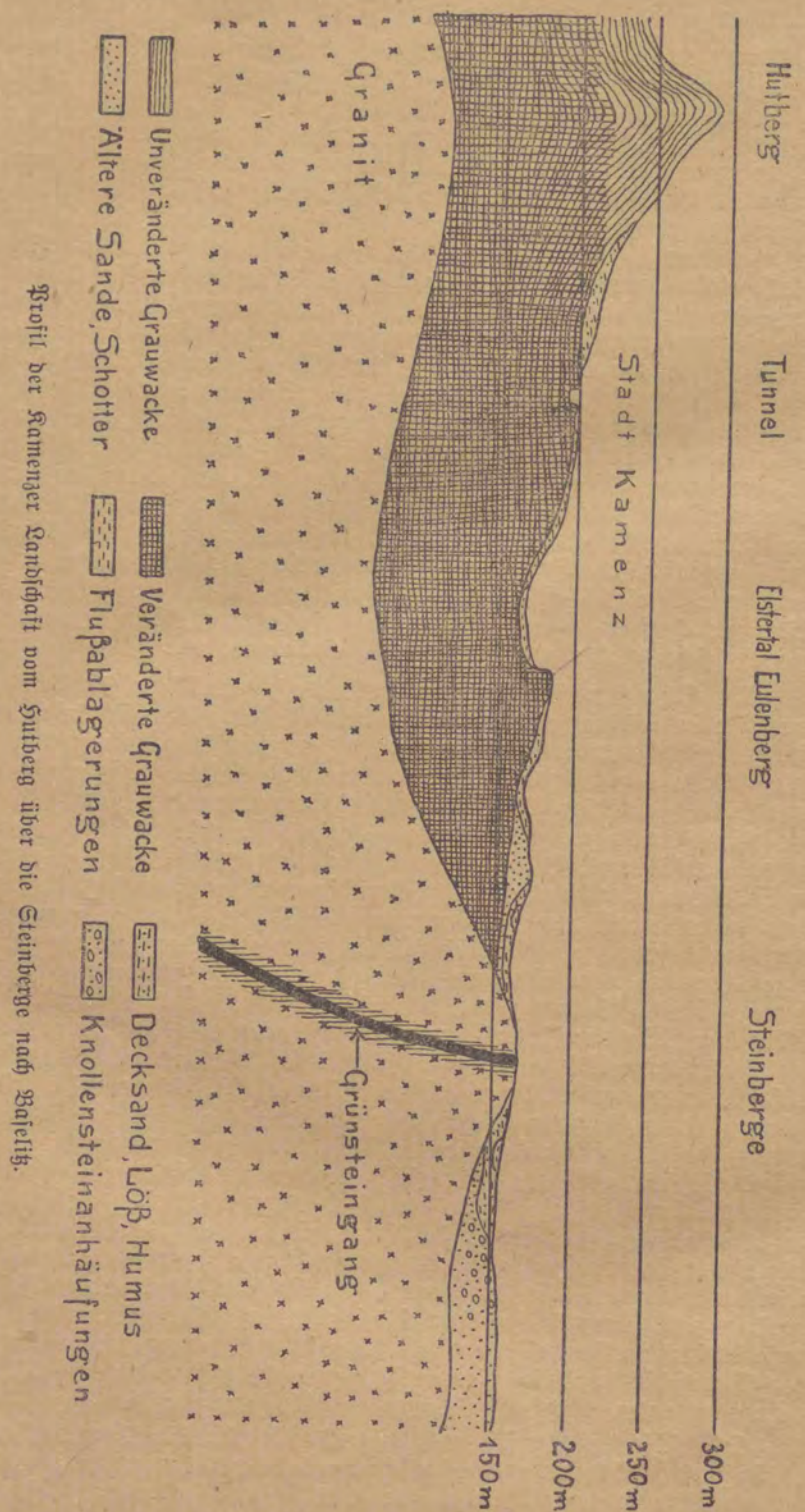
*) Vielleicht ist gar Mitteleuropa als Urheimat der Menschheit anzusprechen, eine Ansicht, die neuerdings von Olbricht vertreten wird, auf die natürlich hier nicht eingegangen werden kann.

c) Nacheiszeit.

Doch auch die Eiszeit, deren Gesamtdauer man auf etwa 500 000 Jahre schätzt, ging vorüber. Es trat endlich ganz allmählich eine äußerst langsame Temperaturzunahme und Verminderung der Feuchtigkeit ein, sodaß die Gletscher allmählich abschmolzen und zurückgingen. In breitem Laufe floß das Schmelzwasser ab. Die Wasserläufe damals fanden ja keine ausgearbeiteten Täler vor, weshalb sie in großer Breite, bei geringer Tiefe, sich verzweigend und überall Heger und Inseln bildend, sich hinschoben. Solche unfertige Flüsse haben wir heute noch in Island. Dieses nordische Land ist ja viel später erst eisfrei geworden, und diese Flüsse haben daher die Ausarbeitung der Flußtäler noch nicht beenden können. Die Schwarze Elster der Nacheiszeit war ein viel wasserreicherer Fluß als unsere heutige. Wenn wir dies bedenken, erscheint es uns verständlich, daß sie ein breites Tal sich schaffen konnte. Wir sehen dieses alte Tal deutlich bei Wiesa, wo die Eisenbahnbrücke es überspannt, wir erkennen es ebenfalls gut bei Prietitz. „Wie ein Zwerg im Kleide eines Riesen“ schleicht der heutige Fluß in dem alten Urstromtale dahin. An alten Flußschottern läßt sich das Tal der Urelster auch weiter nordwärts nachweisen, dann ins große Breslau—Magdeburg—Bremer Urstromtal einmündend. Der außerordentlich hohe Stand des Grundwassers, d. h. die Lage des Grundwasserspiegels dicht unter der Bodenoberfläche, nach Baselitz—Skaska zu ist größtenteils auf das alte Urstromtal der Elster zurückzuführen und ist auch die Ursache zur Bildung vieler flacher, daher auch leicht wieder verlandender Teiche geworden.

Die Schmelzwasser lagerten stellenweise erhebliche Sandmassen, an anderen Flecken wieder feine erdige Bestandteile ab. Als der Erdboden vom Eise freigeworden war und die Schmelzwässer zurückgingen und der Boden trocknete, konnte der Wind, da den leichten Erdteilchen ja jeder Halt durch Pflanzen fehlte, gewaltige Staubmassen aufwirbeln, forttragen, und sie anderwärts niederfallen lassen. Die starken Nordost-Staubstürme bildeten so Anhäufungen fruchtbarer Bodens, die Lößlandschaft, wie wir sie z. B. ums Kloster St. Marienstern antreffen. Schon die von den Eismassen herwehenden Eisföhne hatten den Staub des Vorlands als Löß zusammengeweht. Der auf die Berghänge hinaufgewehrte Löß ist längst wieder der Verwitterung zum Opfer gefallen und vom Wasser wieder heruntergeschafft worden. So wird also damals die Ausdehnung der Lößgebiete größer noch als heute gewesen sein. Bei der Prietitzer Unterführung des Weges unter der Bahn sieht man gegen 4 Meter hohe Wände reinen Löß- und Lößlehmgebens. Auch mancher andre Hohlweg in der Klostergegend zeigt ähnliche Lößlehmwände. Die vom Butterberge aus nordwärts sich hinziehende Bergkette hat als Abschluß des Tieflandes bei den Nordoststürmen die Ablagerung der Staubmassen begünstigt. Die feinen Sande andererseits wurden zu Dünen zusammengeweht, die wir in kleinen Ausmaßen schon im Cunnersdorfer Walde, viel größer und schöner unweit Schwepnitz aber bei Otterschütz treffen. So kommt es auch, daß in unserer Gegend fetteste Ackererde und dürrer Sandboden räumlich nahe bei einander auftreten. Es sei nur an die Verschiedenheit eines Feldes der Klosterpflege und eines solchen der Königsbrücker Heide erinnert. In den Löß- wie in den Decksandablagerungen findet man, namentlich in der Gegend zwischen Rebellschütz und Deutschbaselitz, sowie bei Cunnersdorf—Schwepnitz, zahlreiche Dreikanter, d. h. vom Winde angeklüffte Gesteine.

Erdgeschichtlich hat die nun folgende Epoche, die bis zur Gegenwart reicht, für unsere Gegend weiterfortschreitende Verwitterung und Humusbildung sowie Ablagerungen unserer fließenden Gewässer gebracht, sonst keine



Profil der Ramminger Sandsteine vom Suttberg über die Steinberge nach Bafelitz.

wesentlichen Änderungen bewirkt. Der letzte Zeitraum der erdgeschichtlichen Entwicklung, in dem wir also mitten drin stehen, heißt Alluvium, Zeit der Flußanschwellungen. Mehr und mehr ist es nun der Mensch, der umgestaltend in die Landschaft eingreift. Wollen wir im Überblick in ganz kurzen Zügen die Ramminger Landschaft erdgeschichtlich charakterisieren, so können wir sagen: Ein gewaltiger Granitlakkolith ist von Grauwacke überlagert. Diese Grauwacke ist stark aufgefaltet, abgetragen und eingeebnet. Eiszeitliche Auflagerungen decken besonders im Norden und Osten das Grundgebirge. An wenigen Stellen finden sich Grünsteingänge.

Wie mag das Landschaftsbild nach der Eiszeit ausgesehen haben? Bölsche sagt, die nacheiszeitliche Landschaft tauchte so aus der Eiszeit wieder auf, als sei ein dämonisches Tier darüber getreten, das an seinem schmutzigen Zottelfell mit Schlamm und angeklebten Steinchen inkrustiert war. Es waren also zunächst weite Wüstungen vorhanden. Überall noch rieselten Wasseradern, ein bleigrauer Himmel, häufig mit schweren Regenwolken behangen, wölbte sich darüber. Am Baltenberge und den südöstlich sich anreihenden Bergen hatte sich auch während der Eiszeit der Wald als Kuppenwald gehalten. Allmählich drang er nun von hier aus in die Tundra vor. Die kahlen Flächen wurden allmählich zur Steppe, dann auch zur Waldlandschaft. Die Steppenflora zeigte besonders Vertreter aus dem Süden und Südosten, die nach der Eiszeit einwanderten. So manche Pflanze, die den südosteuropäischen Gebieten entstammt, hat sich so bis heute bei uns erhalten. Es sei da an den Salbei und die blaue Lupine erinnert. Das Mammut war verschwunden und das Rentier an seine Stelle getreten. Mehr und mehr aber zog sich dieses nach Norden zurück, und der Hirsch wurde zum Charaktertier der damaligen Waldlandschaft, Wisent, Auerochse und Bär seine Begleiter. In ihr herrschten Eichen, Buchen, Birken, Linden, Kiefern und Erlen vor, doch auch die Fichte hat nicht gefehlt. Es ergibt sich dies aus Moorfunden, die man andernorts gemacht hat. Das breite Tal der Schwarzen Elster, des Langen Wassers und des Schwosdorfer Wassers unterbrachen das Urwaldgebiet, und oft verlegten diese Flüsse bei Hochwasser ihren Lauf. Der damalige Urwald glich natürlich nicht dem heutigen tropischen Urwald, sondern wir müssen an einen deutschen Urwald denken, wie ihn etwa heute noch der Bayrisch-Böhmische Wald am Kubani zeigt, der natürlich auch dem Eindringen große Schwierigkeiten bot. Längs der Flußläufe mit ihren Überschwemmungsgebieten mögen sich Streifen einer buschartigen, krautartigen Flora hingezogen haben, wie sie uns heute stellenweise die Flüsse der oberbayrischen Hochfläche zeigen. Die Lößgegend ums heutige Kloster bildete wahrscheinlich eine weite Grassteppe. Alle unsere Berge waren natürlich Waldberge, und besonders süd- und westwärts zogen sich ungeheure Waldungen hin. Nordwärts erstreckte sich ausgedehnter Bruchwald und Sumpfwald, und manche Wasserfläche schaute daraus hervor. Der eiszeitliche Mensch gehörte der älteren Steinzeit an. Dieser Kulturperiode folgt in der Nacheiszeit zunächst die jüngere Steinzeit oder neolithische Zeit.

Unsere engere Ramminger Gegend wird in der jüngeren Steinzeit oder neolithischen Zeit noch keine Siedlungen aufzuweisen gehabt haben, wohl aber die Klostergegend und die Lößlandschaft östlich davon nach Bauken hinüber, auch das Wohlauer Ländchen. Die ältesten Siedler mieden das Gebirge (die 250 Meter Höhenlinie kann etwa als Grenze bezeichnet werden) und den Wald, natürlich auch die Sumpfgenden, wie die in der Ebene sehr weiten Überschwemmungsgebiete der Flüsse. Sie suchten sich als Wohnplätze das zwischen den Bergen und der Heide gelegene „Gefilde“, die Freilandschaft, aus.

In Zeiten der Gefahr mag der vorgeschichtliche Mensch in den Grenz-

saum der riesigen Urwälder geflüchtet sein. Die Urwälder waren siedlungs- frei, auch fast tierfrei, und der Mensch wird nur selten ein Stück in sie ein- gedrungen sein, was in dem Urwaldcharakter begründet liegt.

Woher haben wir die Kenntnis dieser Siedlungen in der Urland- schaft? Die Funde bei Ausgrabungen haben sie uns gebracht. Man hat Herd- und Wohnstellen, Gräber- und Urnenfelder, Sammelstellen und Werkstätten gefunden. Solche Funde weisen darauf hin, daß Siedlungen in ihrer Nähe waren oder daß sie unmittelbar von Siedlungsstellen herrühren. Andere Funde dagegen — ich folge hier den Gedankengängen Frenzels in seinem Klima- und Landschaftsbild der Oberlausitz —, wie Einzelfunde, Münzen, Schätze, Stein- und Erdwerke, können keinen Aufschluß über eine Siedelung geben, da sie von einzelnen Menschen verschleppt und versteckt sein können, oder auch Zeiten entstammen können, in denen die Bewohner einer Sied- lung in sichere Gegenden, etwa in den Wald, flüchten mußten.

So ist demnach das Freilandgebiet der Träger der Siedlungen gewesen. Um dasselbe hat sich ein Gürtel des Urwaldes erstreckt, der zeitweise (besonders bei Gefahr und Krieg) die Bewohner aufnahm, während der da- hinterliegende Urwald unbesiedelt blieb. Der steinzeitliche Mensch war Jäger und Sammler. Aber auch er kannte schon Rinder, Schafe und Schweine, hat auch bereits Gerste, Lein, Weizen, Hirse gehabt. Demnach muß er auch Acker- und Weideland besessen haben. Er ist also kein Waldmensch gewesen, sondern hat das offene Freiland sich zur Siedelstätte gewählt. Eigentlich rohend ging er gegen den Wald nicht vor. Wohl erwehrte er sich des Vor- dringens des Waldes auf sein Anbaugelände, wohl holte er aus dem Walde seinen Holzbedarf, wohl hemmte das Vieh an den Waldrändern durch Ab- pressen der Schößlinge und jungen Triebe den Nachwuchs; aber von einer planmäßigen Waldrodung konnte damals keine Rede sein. Diese setzte erst viel später ein.

Unsere Kamener Gegend gehörte in dieser Zeit ältester Siedlungen noch dem Urwaldgebiete an, war also noch unbewohnt. Funde, die der Stein- zeit entstammen, also aus dem dritten Jahrtausend vor Christi herrühren, hat man bei Räckelwitz und Ostro gemacht.

d) Geschichtliche Zeit.

1. Bronze- und Eisenzeit.

Der Steinzeit folgt die etwa das zweite Jahrtausend vor Christi umfassende Bronzezeit, so genannt, weil die damaligen Menschen Speerspitzen, Schmuck- gegenstände, Geräte u. a. aus Bronze fertigten, während früher nur Stein dazu verwendet wurde. Hier mehren sich die Funde in unserer Gegend. Man hat in Kamenz selbst auf dem Reinhardsberge bronzezeitliche Gegenstände gefunden. Ein alter Wall ist dort vorhanden gewesen, der allem Anschein nach schon zur Bronzezeit von der Bevölkerung benutzt ward. Weiter wurden z. B. bei Bernbruch, Biehla, Elstra, Miltitz, Prietitz, Ostro, Nebelschütz, Ischor- nau, Straßgräbchen, Räckelwitz, Rosenthal bronzezeitliche Funde gemacht. Auch aus der auf die Bronzezeit folgenden Eisenzeit, die etwa mit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung abschließt, sind in der Kamener Gegend eine Reihe von Funden zu verzeichnen.

Mit ein paar Worten sei hier auch der Ostroer Schanze gedacht, die

nach den Forschungen von Prof. Feyerabend aus Görlitz aus drei Stockwerken besteht, die in weit auseinander liegenden Zeitabschnitten errichtet worden sind. Der unterste Bau ist keltisch und entstammt der Zeit um 500 v. Chr. Die Schanze stellte einen Verteidigungsbau dar, dem innen Vorratsspeicher für die Verteidiger angefügt waren. Der keltische Wall ist einem feindlichen Brande zum Opfer gefallen. Den Kelten folgten in unserer Gegend die Germa- nen, ihnen, als sie zur Zeit der Völkerwanderung westwärts zogen, die Wenden. Sie haben etwa 500 n. Chr. das zweite Stockwerk der Schanze auf- geführt, die Burgwallschicht. Als ums Jahr 1000 die Deutschen wieder zu- rückkehrten, ging die Schanze wieder in deutschen Besitz über. Dieser dritten Periode gehört die oberste, die Burgwardschicht, an.

Aus den gemachten Funden hat man auch Schlüsse auf die Sied- lungszahlen in der Bronze- und Eisenzeit gezogen. Frenzel gibt für die Ober- lausitz, Hellmich für Schlesien folgende Siedelungszahl an:

	Oberlausitz	Schlesien
Bronzezeit	162	409
Eisenzeit	104	101.

Dieser Rückgang wird mit klimatischen Veränderungen in Zusam- menhang zu bringen sein. In der Bronzezeit herrschte ein ausgesprochenes Steppenklima, und der Wald ging zurück; der Mensch breitete also sein Sied- lungsgebiet aus. Als dann in der Eisenzeit der Wald infolge feuchteren Klimas wieder vorrückte, konnte sich der Mensch in Gebieten dünner Besied- lung nicht halten und mußte sich zurückziehen, sodaß also die Zahl der Sied- lungen in den Randgebieten kleiner wurde.

Denken wir uns, wir überblicken von der Krone einer hohen Eiche auf dem Gipfel des Hutberges aus die Kamener Landschaft am Ende der vorgeschichtlichen Zeit. Weithin dehnt sich unermesslicher Wald, vorwiegend Laubwald, düster und still. Mächtige Stämme liegen moosüberwuchert am Boden, Farne und Beerengestrüpp wachsen in reichen Entfaltungen rings- umher, kleine Bäumchen streben an lichterem Stellen empor, während infolge Lichtmangels dürr gewordenes Geäst ein undurchdringliches Gewirr bildet. Wellig senkt sich der Wald ins Räckelwitzer, Gelsenauer Tal, um drüben wieder aufzusteigen. An Quellen und Wasseradern fehlt es nicht. Deutlich hebt sich ein hellerer Streifen heraus, das Elstertal, in dem hier und da die Wasserfläche und auch manche Schotter- und Sandfläche sichtbar ist. Das breite Band des sumpfigen Bruchwaldes mit seinen Erlen, Buchen und Weiden läßt sich weithin in die nördliche Heidegegend verfolgen. Auch lugen aus dem Grün hier und da leuchtende Teichflächen hervor, und manche waldlose Moor- strecke wird erkennbar. Draußen, im Süden und Südosten (in der Gegend von Wohla, Elstra, Ostro, Räckelwitz) erkennt man waldfreie Flächen, ja man bemerkt auch einige Hütten, aus denen Rauch aufsteigt. Doch kaum zu er- kennen sind sie. Weiter dehnt sich die Freilandschaft in der Richtung nach Baugen zu aus, ist aber neblig verschleiert. Ein bleierner Himmel mit schwe- ren Regenwolken wölbt sich über der schier endlosen Waldlandschaft, bis er am Horizont mit den Waldbergen und der unermesslichen Heide zusammenfließt.

Tacitus schilderte Germanien mit folgenden Worten: „Das Land ist unschön, das Klima rau, das Ganze ein trauriges, ödes Bild; Wälder ver- finstern, Sümpfe verunstalten die Landschaft.“

2. Germanen- und Slawenzeit.

In der Zeit der Völkerwanderung mag der Wald, wahrscheinlich begünstigt durch die damaligen klimatischen Verhältnisse, noch erheblich in die einstigen Freilandschaften vorgerückt sein, soweit sich nicht der Siedler seiner erwehrt, was besonders auch durch Feuerbrand geschah. Erst als im sechsten Jahrhundert die Slawen von Osten her vordrangen, nahm die Rodetätigkeit zu, und auch in unserer Gegend entstanden nun Siedlungen. Manche der früheren Germanenwohnsitze übernahmen die Wenden, wie es z. B. die Ostroer Schanze zeigt. Meist aber erfolgten Neugründungen. So mancher Ortsname unserer Gegend weist auf den Wald hin, wenn man bei solchen Schlüssen natürlich auch sehr vorsichtig sein muß. Ist doch häufig ein einzelner hervorragender Baum die Ursache für die Namensgebung der Gründung gewesen oder gar ein Zufall. Erwähnt seien folgende Ortsnamen, die eine Beziehung zum Wald verraten: deutsche Namen: Gräfenhain, Petershain, Bernbruch, Dhorn (Ahorn); wendische Namen: Dubring (Eichenwald), Dobrig (Eichenhof), Zeisholz (Eibenort), Hohenbocka (Rotbuchenort), Grüngräbchen (Weißbuchenort), Koisch (Kiefernort), Göblau (Tannendorf). Ums Jahr 1000 setzte das nach Osten gerichtete Vordringen der Deutschen und die deutsche Kolonisations-tätigkeit ein. Jetzt besonders nahm die Rodetätigkeit immer mehr zu, und das Dunkelgrün lichtete sich mehr und mehr. Ein hellerer, freundlicherer Landschaftseindruck griff Platz. Ganz anders als die Tacitus-Schilderung der germanischen Lande klingt es, wenn der Abt Alkuin, ein Freund Karls des Großen, von der deutschen Landschaft sagt, daß überall die Wiesen mit heilungspendenden Kräutern leuchten, daß ein Gewässer mit weithin blühenden Ufern das Haus umspielt, daß Obstbäume und Lilien, Rosen und Gärten weithin den Raum mit ihrem Duft erfüllen. Und Walter von der Vogelweide singt einmal:

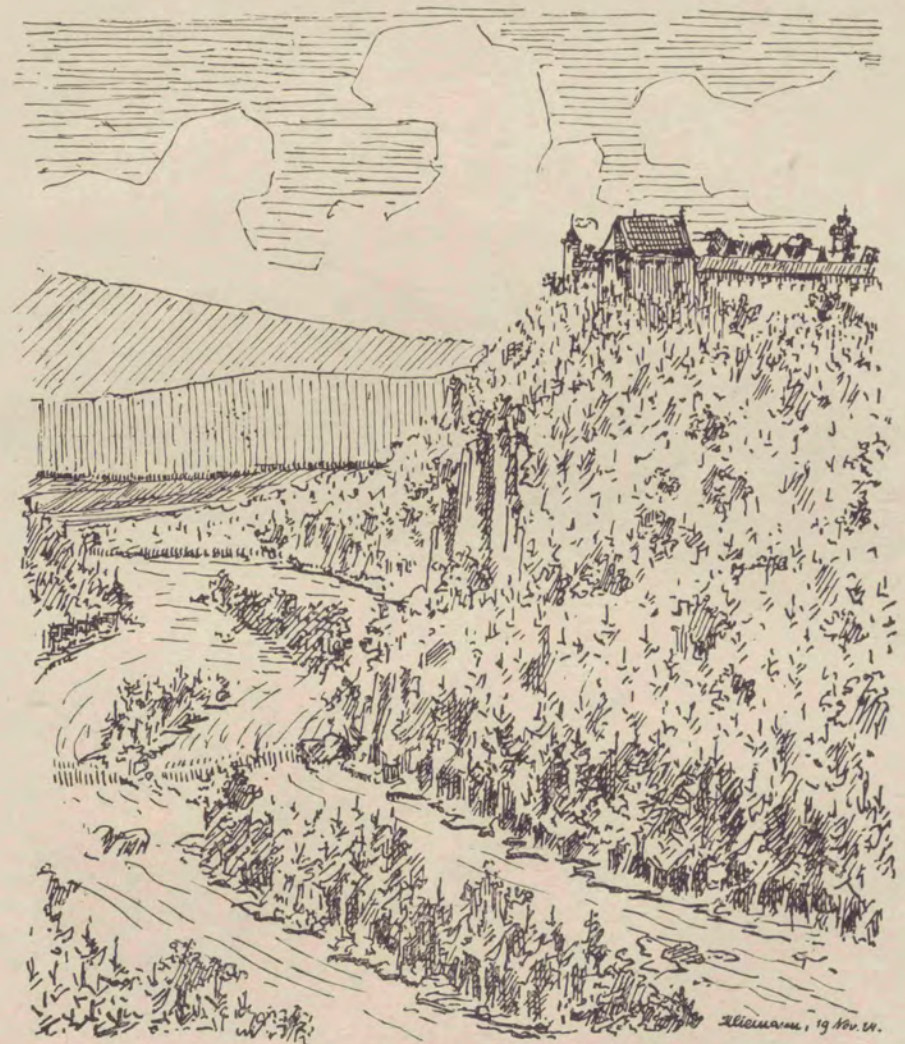
„Die damals mit mir spielten,
Sind träge jetzt und alt,
Beackert ist das Brachfeld
Und abgeholzt der Wald.“

Freilich ging das Roden nur allmählich vor sich, und die großen Waldungen bedingten noch immer ein sehr feuchtes, regenreiches Klima. Noch findet sich in so mancher Urkunde aus jener Zeit eine Klage über viel Regen und Nebel.

In der germanisch-slawischen Zeit mochte mancher unserer Berge auch der Götterverehrung gedient haben. Der Hochstein war der altdeutschen Frühjahrgöttin Ostera geweiht. Als später die Wenden an die Stelle der Germanen traten, opferten sie auf diesem Berge ihrer Göttin Siba. So erhielt der Berg den Namen Sibinnenstein, aus dem später Sybillenstein geworden ist. Neueren Forschungen nach ist es allerdings wahrscheinlicher geworden, daß der Berg von einem Herrn von Ponickau zugänglich gemacht und zum Andenken an eine seiner Verwandten Sybillenstein genannt worden ist.

3. Städtezeit.

Im 13. Jahrhundert war bereits die einstige riesige Waldlandschaft unserer Gegend in ein flur- und dorfbesetztes Gebiet umgewandelt worden. Auch zog sich bereits eine Straße, wenn auch noch roh und ungepflegt, ost-westlich und auch eine solche nordwärts hin. Ein Bauernstand war erwachsen und damit machte sich das Bedürfnis nach Märkten bemerkbar. Kaufleute und Handwerker wurden gebraucht, und es kam jetzt zur Anlage von Städten,



Das Herrental im 15. Jahrhundert (Kombination).

die früher noch gar nicht möglich waren. Besonders das 13. Jahrhundert weist viele Städtegründungen auf. Damals ward ja auch Kamenz durch Bernhard I. von Bista gegründet und entstand Pulsniß. Die Städtegründungen erfolgten zumeist in Schutz- oder Verkehrslage. Für Kamenz war die Elsterfurt wohl das Entscheidende. Da, wo der Elsterlauf zwischen Eulenberg und Herrentalsfelsen eingeengt war, wo nur ein schmaler Uferaum blieb, bot sich eine günstige Überquerungsstelle des Flusses dar. Im Schutze der Burg auf dem Schloßberg war demnach hier ein günstiger Platz zur Entwicklung einer Stadt gegeben.

Das Landschaftsbild wurde durch die Rodetätigkeit und die Einfügung der Städte wesentlich verändert und ist im 15. Jahrhundert ein ganz anderes geworden, als das früher geschilderte. Wieder stehen wir oben auf dem Hutberge. Der Wald bedeckt nicht mehr den ganzen Berghang, besonders nach der Stadtseite zu hat er Feldern Platz machen müssen. Die Landschaft ist jetzt aber gleichsam nicht mehr tot, sondern belebt, denn die Siedlungen sind es, die der Landschaft erst Leben verleihen. Mit ihren Türmen bietet die Stadt Kamenz hinter ihren Mauern und Toren ein kräftig wirkendes Ortsbild dar, in dem das Rot der Dachungen sich kontrastreich vom Grün der Landschaft abhebt. Stattlich grüßt die Burg vom Schloßberg zu dem wildromantischen, unzugänglichen Herrental hinunter. Langgestreckt ziehen sich die Bachdörfer Gelsenau, Lückersdorf und Wiesa hin, rings von Feldern umgeben. Ja, hier und da erblickt man auch eine Wiese, die der Heugewinnung dient. In der Ferne lugt da ein Kirchturm, dort das Kloster St. Marienstern, da eine dicht zusammengebaute echt wendische kleine Ortschaft, dort ein mit Obstbäumen bepflanztes Stück Land heraus. Deutlich erkennt man die aus dem Schwosdorfer Walde heraustretende Hohe Straße. Sie mündet in den Königsbrücker Stadtteil, führt durch die Budissiner Vorstadt und verläuft in der Richtung nach Nebelschütz zu. Aber auch schon manche andre Straße hebt sich heraus und durchzieht die Landschaft. Freilich beherrscht immer noch der weite Wald, und zwar noch immer ursprünglicher Mischwald, das Bild. Dunkel und unheimlich dehnt sich der Elsterbruchwald weit nordwärts in die lichtere Heide hinein, unberührt schaut der Bergwald in die Ebene. Ein Aufblühen liegt über der Landschaft, aber noch längst nicht ein Aufgeschlossensein.

Es kamen die folgenden Jahrhunderte. Die große Pestepidemie ließ manches Gehöft vereinsamen und verfallen, die Hussitenkriege und der dreißigjährige Krieg schuf manche Wüstenei, manche wüste Mark. Noch heute wird ja ein Fleck der Massenei, wo einst ein Dorf gestanden haben soll, als Wüste Mark bezeichnet. Erinnerung sei auch an den in Pulsniß-Meißnerseits im Dr. Weizmann'schen Gute heute noch vorhandenen Berserker, der aus der Zeit der Hussitenkriege im 15. Jahrhundert stammt. Es ist dies ein Burgfried (— von diesem Worte leitet man auch den heutigen Namen her —), der als Hussitenfestung diente. Er steht auf einer kleinen Erderhöhung, und zu Zeiten der Gefahr konnte seine Umgebung aus benachbarten Teichen unter Wasser gesetzt werden. Der Bau selbst ist quadratisch von etwa 4 bis 5 Meter Seitenlänge, besitzt im Innern eine Reihe von Böden, sodaß eine Menge von Habseligkeiten in ihm geborgen werden konnten, und ist mit mehreren Schießscharten versehen. —

Erdgeschichtliche, das Landschaftsbild wesentlich verändernde Umgestaltungen fanden aber längst nicht mehr statt. Wohl mag manches Hochwasser an den Ufern der Flüsse, in den weiten Überschwemmungsgebieten hier fortgerissen, doch abgelagert haben, — so geht es ja bis heutigen Tages fort —, doch das Landschaftsbild als Ganzes blieb. Wohl aber erfuhr dieses allmählich

doch eine Umgestaltung dadurch, daß der ursprüngliche Naturwald mehr und mehr ein Opfer der Rodung, des Eingriffs des Menschen, wurde. Der einstige Mischwald schwand, ja, der Wald mußte gar bald nicht nur geschützt, sondern sogar gepflegt werden. Bald wurden Rodverbote erlassen, ja, es setzten sogar die Wiederanpflanzungen und Aufforstungen ein. Damit aber entstand in unserer Gegend der einheitliche Nadelwald, und zwar der Fichtenwald vorwiegend auf den Bergen, Kiefernwald überwiegend in der sandigen Ebene im Norden. Viel verlor dadurch der in der deutschen Dichtung so viel gefeierte und im deutschen Liede so gern besungene deutsche Wald von seiner ursprünglichen Schönheit. Der erhabene göttliche Walddom ward gleichsam zu einem Menschenwerke mit all seiner Unvollkommenheit. Ins Landschaftsbild aber wurden die geraden Linien der Waldschneisen, Lichtungen und Waldbegrenzungen und Kahlschläge eingeprägt. Außerst selten geworden sind alte, schöne Bäume, und nur spärlich noch finden sich Jahrhunderte alte Baumzeugen in unserer Gegend.

Die weitgehende Waldverminderung brachte natürlich manchen Nachteil mit sich. Betrug um das Jahr 1500 herum der Waldbestand in der Ramenzer Gegend etwa 90 Prozent, so ist er heute auf etwa 35 Prozent zurückgegangen. Der Wald aber ist der Regler des Wasserabflusses. Er speist dauernd die Quellen und regelt infolge seiner einem großen Schwamme vergleichbaren aufspeichernden Wirkung den Wasserstand der Flüsse, in dem er bei plötzlichen starken Regengüssen die Niederschlagsmengen nur allmählich abfließen läßt und dadurch verheerenden Überschwemmungen vorbeugt. Er stellt aber auch eine wichtige Verdunstungsfläche dar, aus der große Feuchtigkeitsmengen wieder in die Luft übertreten. Man weiß ja heute, daß nicht alles Wasser, das aus den Wolken auf die Erde gefallen ist, zum Meere zurückeilt, um seinen Kreislauf zu vollenden, daß vielmehr Wald- und Vegetationsflächen fast ebenso gewaltige Wassermengen infolge der Verdunstung wieder an die Luft abgeben wie das Meer. Die Verringerung des Waldbestandes unserer Gegend hat demnach die Wasserführung der Schwarzen Elster und aller unserer Bäche und Rinnsale erheblich vermindert. Sie hat aber auch den Grundwasserspiegel gesenkt und dadurch wieder zur Versandung zahlreicher Teiche geführt.

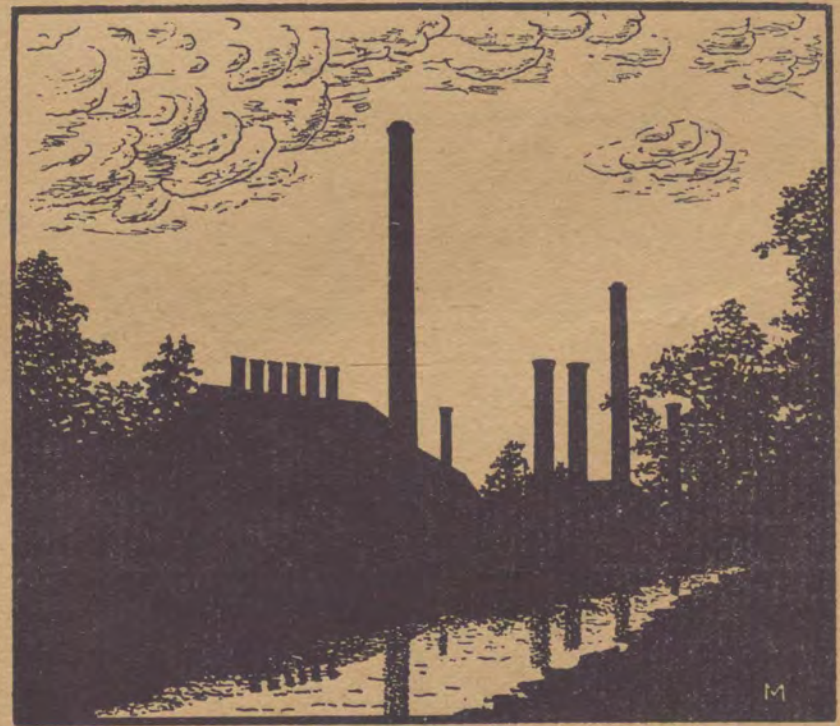
4. Industriezeit.

Die letzte markante Umgestaltung endlich erfuhr das Bild unserer Landschaft durch die Werke, die der Mensch in unserer Zeit durch Industrie und Verkehr in sie hineinsetzte. Die alten Stadtmauern sind gefallen, die Ausdehnung der Stadt ist bedeutend größer geworden, und die Siedlungsdichte der Landschaft hat erheblich vergrößert. Dadurch freilich wird so manche Eigenart der Landschaft gestört, mehr und mehr werden die einzelnen Bilder einander ähnlich. Aber doch prägen die Art der Besiedelung und der Bewirtschaftung der natürlichen Landschaft ein eignes Gepräge auf, das in ihren Bewohnern wurzelt, das deren Eigenart widerspiegelt, das der heimatischen Landschaft und nur ihr eigen ist.

Nehmen wir drum auch noch das Landschaftsbild in uns auf, das sich uns heute von unserem Hutberge aus bietet.

Zu unseren Füßen erstreckt sich unsere Heimatstadt Ramenz, weit mit ihren neueren Stadtteilen in die nördliche Ebene ausgreifend, stellenweise bereits die benachbarten Ortschaften berührend. Überall sind in die Umgebung

Siedlungen eingestreut, von rechteckigen Wiesen und Feldern begrenzt, von reger landwirtschaftlicher Tätigkeit zeugend. So mancher Kirchturm ragt in der Landschaft auf, gleichsam die friedliche Ruhe früherer Zeiten in die Gegenwart übertragend. Still blicken Gelenau und Lüdersdorf aus dem Tale herauf, zu ihnen sind die Fabriken noch nicht hinausgezogen. Daneben aber erblicken wir auch so manchen qualmenden Schornstein, der weithin sichtbar in der Landschaft steht. Wollen uns diese hohen Essen der Töpfereien und Tuchfabriken, der Ziegeleien und Kohlenwerke nicht erzählen von gewaltigen Leistungen menschlichen Geistes, von hartem Ringen, zäher Arbeit und menschlicher Schaffenskraft? Hebt sich das Umrissbild der Glashütte vom Abendhimmel nicht eindrucksvoll ab, und verkörpert es nicht gleichsam einen stolzen Erfolg menschlichen Forschens? Großen Narben in der Landschaft gleichen die Steinbruchshalden des Halbach'schen Bruches und die Gruben von Berminghoff. Verschandeln sie auch das ursprüngliche Landschaftsbild, so sind sie doch gleichsam Narben, die die menschliche Arbeit hinterlassen hat, so reden sie doch zu uns von menschlichen Errungenschaften. Der Schienenweg, der unsere Landschaft durchzieht, spricht zu uns von technischem Können, und der auf ihm dahineilende Zug erinnert uns an die in früherer Zeit auf der hohen Straße mühsam ziehenden Warenzüge und Fuhrwerke. Mögen uns auch die langen Reihen der Masten der elektrischen Leitungen unschön erscheinen, so



Industriebild vom Ramenzer Elstertal.

gehören sie doch in die neuzeitliche Landschaft der Maschinenkultur der Gegenwart hinein, uns leise erinnernd, daß mehrere Jahrtausende menschlichen Wirkens seit der Sammelwirtschaft der Steinzeit verstrichen sind, und der Mensch nur in zähem Ringen sich die Naturkräfte gefügig machen konnte.

Ist so auch das Landschaftsbild von heute ein ganz anderes als in früheren Zeiten, so ist doch ein Faktor geblieben, der auch heute noch wie schon vor tausend Jahren das Landschaftsbild unserer Heimat hervorragend beeinflusst, der Wald. Zwar ist auf unseren Bergen der Wald längst nur noch als Kuppenwald übrig geblieben, zwar ist er längst zum Forstwald mit einheitlichen Beständen und geraden Schneisen, ja auf unserem Hutberge zum Gartenwald geworden, aber doch bedeckt er noch weite Flächen unserer Landschaft. Und wenn wir zurückträumend vom Hutberge aus in die Gegend blicken, so spricht er zu uns wie ein Zeuge aus früheren Jahrhunderten, ähnlich wie die Berge von Jahrtausenden und Jahrhunderttausenden, die Gestirne von Jahrmillionen uns zuraunen, während die elektrischen Drähte gleichsam in die Zukunft weisen. Und über der Landschaft wölbt sich der Himmel, heute wie vor undenklichen Zeiten, vielleicht ein andres Gesicht, aber kein andres Wesen zeigend.

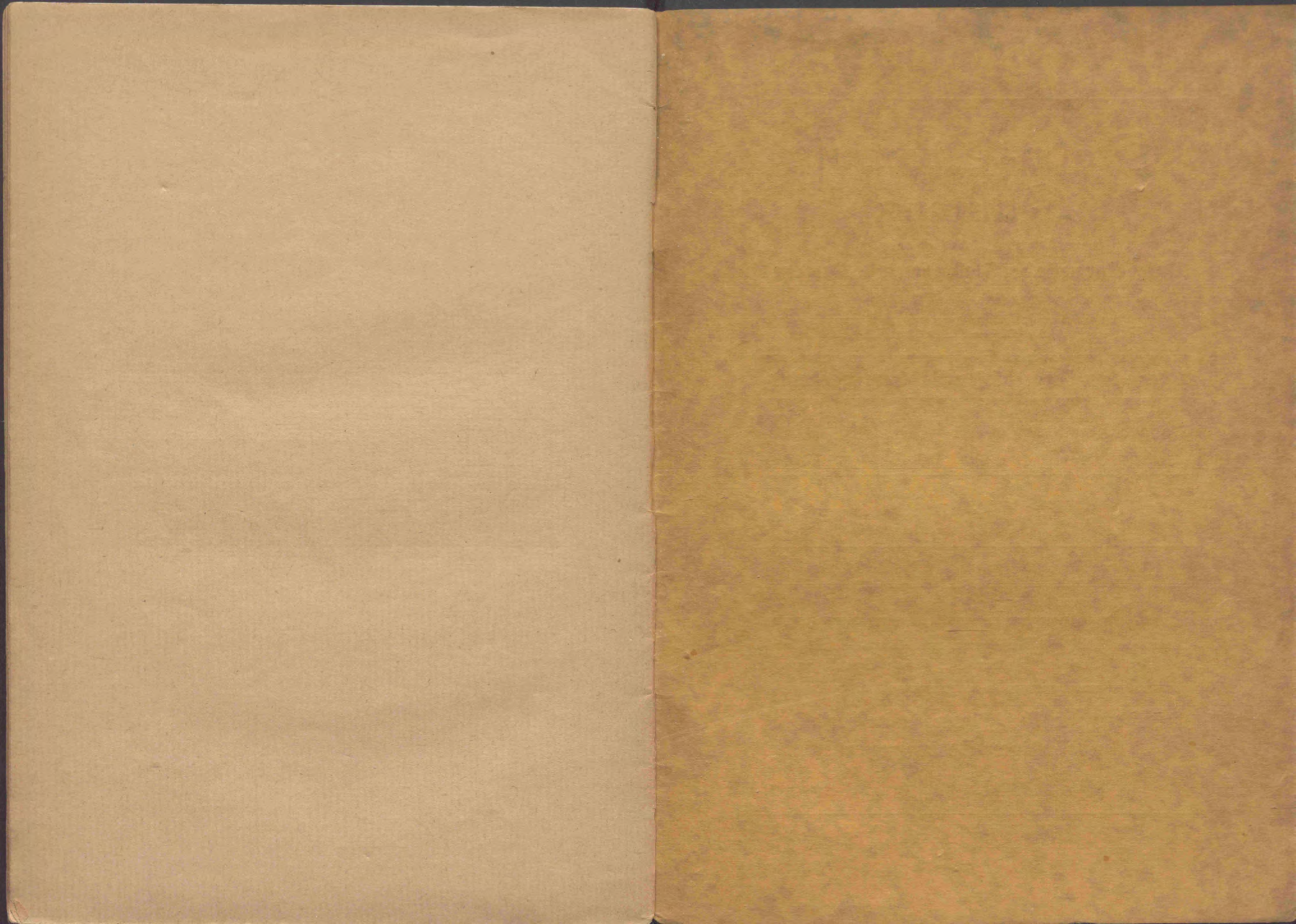
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln die fernen Geschlechter;
Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns.

Schlußbetrachtung.

Das Zeitmaß, in dem die Naturvorgänge abzulaufen pflegen, ist uns kurzlebigen Menschen unsfaßbar. Wir reden wohl von einer Million Jahre, können uns einen solchen Zeitraum aber gar nicht vorstellen. Etwa 500 Millionen Jahre sind seit den Urzeiten der Erde verstrichen, 100 000 Jahre seit dem Ende der Eiszeit, etwa 6000 Jahre reicht die Geschichte zurück, 80 Jahre umfaßt ein langes Menschenleben. Nehmen wir einen Vergleich zu Hilfe, um eine Vorstellung dieser Zeitgrößen zu bekommen! Der ganze Zeitraum von der Gegenwart bis zur Urzeit der Erde werde durch die 500 Kilometer lange Eisenbahnstrecke Ramenz—München dargestellt. Dann veranschaulicht ein Kilometer Bahnfahrt einen Zeitraum von einer Million Jahren. Und nun durchfahren wir die Strecke. Der Zug ruckt an, — schon ist die einem Menschen gegebene Lebenszeit vorüber, denn sie entspricht nur der kurzen Strecke von 8 Zentimetern. Unser Wagen hat sich eine halbe Wagenlänge, d. h. 6 Meter, dem Endziele München entgegenbewegt, — schon ist die gesamte geschichtliche Zeitspanne vorbei. Der Zug ist bis ans Ende des Bahnsteiges gelangt — schon ist die seit der Eiszeit verstrichene Epoche verschwunden. Die große Zeitspanne von der Gegenwart bis zum Beginn der gewaltigen diluvialen Vereisung steht also zur Gesamtzeit der erdgeschichtlichen Entwicklung von der Jetztzeit bis zur Urzeit im selben Verhältnis, wie die Bahnstrecke vom Ramenzer Bahnhof bis ans Ende des Bahnsteiges zu der Gesamtstrecke Ramenz—München. Dieser Vergleich vermag uns die Riesenausmaße an Zeit, die der Erdentwicklung zur Verfügung gestanden haben, wenn auch nicht erfassen, so doch ahnen zu lassen. —

Wir haben das Bild unserer Ramenzer Landschaft von der Urzeit bis zur Gegenwart an uns vorüberziehen lassen. Ein Bild kann aber nur derjenige voll erfassen und verstehen, der zu betrachten, zu sehen gelernt hat. So kann auch ein Landschaftsbild nur derjenige richtig schauen und seine Sprache voll verstehen, der mit dem Geist und Wesen der Landschaft vertraut ist. Handelt es sich um die Heimat, so glaubt ein jeder, daß er sie kennt. Ist dem so?

Die vorstehenden Ausführungen wollten dazu dienen, Werden und Wandlung der Heimat im Wechsel der Zeiten verständlich zu machen. Doch können Worte nie und nimmer voll das Landschaftsbild zeichnen. Eigene Betrachtung, eigene Anschauung sind unerläßlich. Darum, lieber Leser, gehe nach dem Lesen dieses Heftes hin auf unseren Hutberg und blicke hinein und hinaus in deine Heimatlandschaft, laß ihr Zauberbild auf dich wirken, ihr



Stadt - Girokasse Ramenz

im Erdgeschoß des Rathauses.

Unter Garantie der Stadtgemeinde Ramenz

Fernsprecher 95 und 96

Postspark-Ronto der Städtischen Sparkasse Ramenz:
Amt Dresden Nr. 3865.

Pflege des bargeldlosen Zahlungsverkehrs

Eröffnung von Girokonten, spesenfreie Führung derselben	Verzinsung der Guthaben auf Girokonto nach Vereinbarung
Ueberweisungsverkehr nach allen Orten des Reiches	Unmittelbarer Geldüberweisungsverkehr von Ort zu Ort
Einziehung von Wechseln, Schecks und Platzanweisungen	Reisekreditbriefe bei fortlaufender Verzinsung noch nicht erhobener Beträge

Annahmestelle für Versicherungen bei der Oeffentlichen
Versicherungsanstalt der Sächsischen Sparkassen

**Gewissenhafte Ausführung aller Aufträge
zu günstigen Bedingungen**

Auskunft bereitwilligst

